

# Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

**Arnold v. Fidebühl**

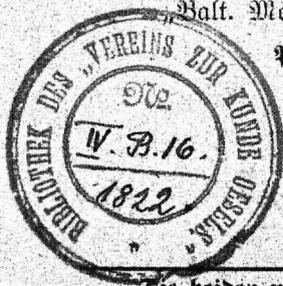
unter Mitwirkung von Dr. A. Bergengrün, Baron C. v. d. Brüggem, Prof. Dr. C. Dehio, S. Diederichs, Prof. Dr. J. Engelmann, Prof. Dr. C. Erdmann, G. v. Glafsenapp, Jul. Hasselblatt (J. Norden), Dr. E. v. Nottbeck, M. Tobien u. A.

## Inhalt:

- Volksgesit und Zeitgeist in der naturalistischen  
Dichtung. Von W. Masing . . . . . 323
- Die Eingeborenen Alt-Livlands im 13. Jahrhundert.  
(Schluß.) Von Staf von Transehe . . . . . 347
- Politische Korrespondenz. Von E. v. d. B. . . . . 376
- Beilage:** Aus Woldemar von Ditmar's Reisebriefen an  
seine Eltern (1815—1818). Von Dr. L. v. Schröder.  
Kunstbriefe. X. Von J. Norden.  
Mittagszauber. Von L. v. Schröder.  
Litterarische Streiflichter. Von H. D.

Abonnements werden von allen Buchhandlungen und von der Expedition der  
"Balt. Mon." (Riga, Moskauer Str. 124) entgegengenommen.

Preis jährlich 8 Rbl., über die Post 9 Rbl.



Verlag.  
Franz Kluge.  
1896.

Die beiden nächsten Hefte, zu einem Doppelheft vereinigt, erscheinen  
am 1. September.



## Zeitgeist und Volksgeist in der naturalistischen Dichtung.

---

Das naturalistische Wahrheitsprinzip, das von je her mit dem idealistischen Schönheitsprinzip um die Herrschaft über die Dichtung gekämpft hat, ist in diesem Kampfe niemals so siegreich gewesen, wie in unserer Gegenwart. Hat auch die litterarische Partei, die den Naturalismus im engsten und strengsten Wortsinne vertritt, den Höhepunkt ihrer Macht und ihres Ansehens bereits überschritten, so dauert ihr Einfluß doch immer noch fort und zeigt sich namentlich darin, daß selbst die vorwiegend idealistische Dichtung der Gegenwart mehr als die irgend einer früheren Zeit mit naturalistischen Bestandtheilen durchsetzt ist. Ohne Zweifel gewinnt dadurch der dichterische Naturalismus eine kennzeichnende Bedeutung für den gegenwärtig herrschenden Zeitgeist.

Nun sind aber die Träger der geistigen Eigenthümlichkeiten, die wir unter dem Worte „Zeitgeist“ zusammenfassen, nicht bloß menschliche Einzelwesen, die durch irgend eine Art geistiger Ueberlegenheit ihre Zeitgenossen beherrschen, sondern in noch höherem Grade menschliche Gesamtheiten, namentlich tonangebende Völker, die in Bezug auf irgend einen Kulturzweig oder auch auf mehrere zugleich die Führung und Vertretung der gesamten zeitgenössischen Kulturwelt übernehmen. Das gilt von der Kunst kaum weniger, als von der Kleidermode, und nicht am wenigsten von der Dichtung.

So hat im Zeitalter des modernen Klassizismus das französische Volk für die gesamte Kunstdichtung Europas den Ton

angegeben, während im darauf folgenden Zeitalter der Neuromantik das deutsche Volk den übrigen Litteraturvölkern tonangebend voranging. Wie verhält es sich nun mit unserer Gegenwart? Welches Volk hätte darauf Anspruch, in Bezug auf den Naturalismus, der die ihr eigenthümliche Dichtung kennzeichnet, als tonangebend zu gelten?

Bekanntlich ist diese Kunstrichtung bei den verschiedensten Völkern fast gleichzeitig zu Tage getreten und hat bei mehr als einem von ihnen so hervorragende und einflußreiche, zugleich aber auch so eigenartige Vertreter gefunden, daß die Entscheidung darüber unmöglich erscheint, welches dieser Völker den andern gegenüber die Führerrolle spielt. Am ehesten noch haben die Franzosen Anspruch auf die Ehre, wenigstens im zeitlichen Sinne des Wortes an der Spitze der modernen Naturalisten zu stehen, denn auf französischem Boden sind schon im Zeitalter der Neuromantik einzelne Schriftsteller aufgetreten, die neben entschieden romantischen Zügen schon eben so entschieden naturalistische aufweisen, und von diesen hat namentlich Balzac einen weit über sein Vaterland hinausgehenden Einfluß auf die Folgezeit ausgeübt.

Aber der Naturalismus dieser Folgezeit unterscheidet sich von dem aller früheren Zeiten nicht bloß durch eine viel weitere Verbreitung, sondern auch durch eine viel rücksichtslosere Folgeichtigkeit in der Anwendung seines Kunstprinzips, und zu den entschiedensten Vertretern dieses rücksichtslosen Naturalismus gehören auch Angehörige solcher Völker, die als Gesamtheit von je her eben so entschiedene Vertreter eines idealistischen Kunstprinzips gewesen sind.

Sollte der Nationalgeschmack dieser Völker so veränderlich sein, daß er im Stande wäre, einer modischen Kunstrichtung zu Liebe seine ganze Vergangenheit zu verleugnen? Oder steht der Privatgeschmack der einzelnen Vertreter dieser modischen Kunstrichtung in einem ausgesprochenen Gegensatz zum Nationalgeschmack ihrer Völker? In keinem dieser beiden Fälle hätte der nationale Gesamtgeist irgend eines Volkes darauf Anspruch, als Beherrscher und Vertreter des wesentlich naturalistischen Zeitgeistes der gegenwärtigen Litteraturperiode in demselben Sinne zu gelten, in welchem der französische Volksgeist während der neuklassischen und der

deutsche während der neuromantischen Litteraturperiode den Geist der Zeit beherrschte und vertrat.

Wird aber der Geist unserer Zeit, sofern er in der Dichtung sich offenbart, nur durch die Einzelgeister der naturalistischen Dichter aus verschiedenen Völkern vertreten, wie läßt sich dann die Uebereinstimmung zwischen ihnen in Bezug auf die allen gemeinsame Kunstrichtung erblicken? Das überall gleichmäßig gefühlte Bedürfniß nach einer Reaktion gegen die Ausschweifungen der Neuromantik wäre noch kein ausreichender Erklärungsgrund für diese Uebereinstimmung, da eine solche Reaktion sehr mannigfaltig gedacht werden kann. Eben so gut wie zum Naturalismus hätte sie die Franzosen zum Klassizismus zurück, die Deutschen zu einer neuen, geläuterten Art von Romantik vorwärts führen können. Warum führte sie nun die Dichtung beider Völker, den nationalen Ueberlieferungen beider zum Trotz, gerade der Kunstrichtung zu, die der klassischen wie der romantischen gleich entschieden widerspricht? Hierauf läßt sich Folgendes antworten: Der Zeitgeschmack, d. h. der Zeitgeist, so weit er auf ästhetischem Gebiete zu Tage tritt, wird nicht nur durch den Nationalgeschmack tonangebender Völker in seiner Eigenart bestimmt, sondern zugleich durch die Gesamtkultur der Zeit, da alle Kulturzweige unter einander im Verhältniß der Wechselwirkung stehn. In der Gesamtkultur der Gegenwart aber spielen Wissenschaft und Gewerbe, die in raschem und stetigem Fortschreiten begriffen sind, eine viel maßgebendere Rolle, als die schöne Kunst, die ihrem Wesen nach nur langsam und sprungweise fortzuschreiten vermag, sofern die zeitlichen Veränderungen, die mit ihr vorgehn, als wirkliche und nicht als bloß scheinbare Fortschritte gelten können. Demgemäß hat der Zeitgeschmack einer Wandlung unterliegen müssen, die dem innersten Wesen der schönen Kunst weniger gerecht wird, als denjenigen ihrer Seiten, die ihr mit der Wissenschaft und dem Gewerbe gemeinsam sind. In der That läßt der dichterische Naturalismus nicht nur dem Wahrheitsprinzip, das die Kunst mit der Wissenschaft theilt, sondern auch der künstlerischen Technik, d. h. dem Handwerksmäßigen an der Kunst, eine größere Würdigung zu Theil werden, als dem Künstlerischen im engsten und eigentlichsten Sinne des Worts, d. h. der schöpferischen Thätigkeit der Phantasie.

So richtig aber das alles ist, — es bleibt dabei immer noch unerklärt, warum der moderne Naturalismus im Gegensatz zu dem aller früheren Zeiten so weit geht, geradezu das Häßliche vor dem Schönen zu bevorzugen, und zwar in der Wahl seiner Stoffe eben so gut, wie in deren Behandlung. Weder im Wesen der Wissenschaft, noch in dem des Gewerbes läßt sich etwas entdecken, was zu einer solchen Bevorzugung des Häßlichen in der „schönen“ Kunst verführen könnte. Sollte sie auf einer bloßen künstlerischen Willkür der modernen Naturalisten beruhen, d. h. eine übermüthige Geschmackslaune sein, wie sie hier und da schon bei einzelnen Neuromantikern, namentlich französischen, in allerlei fragenhaften Gestaltungen sich gefiel?

In diesem Falle wäre jeder weitere Versuch, den modernen Naturalismus psychologisch zu erklären, völlig aussichtslos; denn die reine Willkür läßt sich eben so wenig psychologischen Gesetzen unterordnen, wie den Gesetzen des Staats.

Oft aber ist das, was uns als bloße Willkür erscheint, nur ein Gesetzmäßigkeit, die als solche von uns noch nicht erkannt worden ist, und bei näherer Betrachtung dürfte es sich erweisen, daß auch an den Ausschweifungen des modernen Naturalismus das freie Belieben der einzelnen naturalistischen Dichter wenigstens nicht allein die Schuld trägt, sondern zum Theil auch die zwingende Gewalt äußerer Umstände, wie sie den gesammten Gang der kulturgeschichtlichen Entwicklung — bald hemmend, bald fördernd — beeinflussen.

Um das zu veranschaulichen, mag der Hinblick auf den normalen Entwicklungsgang eines Kulturzweigs dienen, der mit der schönen Kunst zwar wenig, aber doch das gemein hat, worauf es hier ankommt.

Wenn auf jungfräulichem Boden Ackerbauer sich ansiedeln, dann nehmen sie den dankbarsten Theil dieses Bodens zuerst in Angriff. Erst später, sobald die Zunahme der Bevölkerung und ihrer Bedürfnisse sie dazu nöthigt, wird auch das weniger dankbare Ackerland bearbeitet; dann aber dringt der Bodenanbau immer weiter und weiter vor, bis er in irgend einer Wüste seine natürliche Grenze erreicht.

Einen ähnlichen Entwicklungsgang, wie die Kultur des Bodens, nehmen auch die übrigen Glieder des Kulturganzen.

Selbst die schöne Kunst — die Blüthe der Geisteskultur — zeigt hierin ihren Zusammenhang mit dem Ackerbau — der Wurzel aller Kultur überhaupt.

Je weiter wir die Entwicklung der Kunst in der Richtung nach ihren Ursprüngen hin verfolgen, um so dankbarer erweisen sich uns — trotz aller Schwankungen des Zeitgeschmacks — die von ihr bearbeiteten Stoffgebiete, d. h. um so weniger widerstreben diese der künstlerischen Bearbeitung im engsten und höchsten Sinne des Wortes: der künstlerischen Idealisierung.

Ganz besonders deutlich zeigt sich uns das in der Geschichte der Dichtung, die als die zugleich ursprünglichste und entwicklungsfähigste aller schönen Künste für deren Gesamtentwicklung am meisten typische Bedeutung hat.

Aus der idealen Wunderwelt der ältesten Volkspoesie, deren Helden Götter und Halbgötter sind, steigt die Dichtung der europäischen Völker überall auf wesentlich gleiche Weise in die weniger ideale, aber immer noch vornehme und feiertägliche Welt herab, der nicht nur die höfischen Dichter des Alterthums, des Mittelalters und der Renaissance, sondern auch die klassischen und romantischen Kunstdichter der Neuzeit ihre Stoffe entnahmen, — dann aus dieser in die bürgerliche Alltagswelt, die erst lange um ihr Daseinsrecht im Reiche der Dichtung kämpfen muß, ehe sie — in der nachromantischen Zeit — zu vorwiegender Geltung in ihr gelangt. Seit dieser Zeit aber, d. h. etwa seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, sucht die europäische Kunstdichtung in fortwährend steigendem Maße statt des Tüchtigen und Gesunden, das sie anfangs auch in dieser Stoffwelt aufzufinden weiß, lieber das Schwächliche und Krankhafte, das Niedrige und Rohe aus ihr hervor, bis sie in der Welt des proletarischen Elends und des gemeinen Verbrechertums bei einem Stoffgebiet anlangt, wie es dichterisch undankbarer wohl kaum gedacht werden kann.

Dieser Entwicklungsgang der Dichtkunst läßt sich aus denselben Ursachen erklären, wie der entsprechende des Ackerbaus. Die fortwährend wachsenden und wechselnden Bedürfnisse des Menschen nöthigen diesen zu immer wieder erneuten Versuchen, bisher unbeachtete, weil als undankbar geltende Stoffgebiete zu ihrer

Befriedigung zu verwerthen, und zwar der ästhetischen Bedürfnisse eben so gut wie der leiblichen.

Ist ein derartiger Entwicklungsgang als ein Fortschritt zum Besseren zu betrachten? — Diese Frage darf man nicht vorschnell verneinen; denn an dem Werthe von Kulturerzeugnissen jeder Art hat die menschliche Arbeit keinen geringeren, an dem Werthe von Kunstwerken sogar einen unvergleichlich viel höheren Antheil, als der naturgegebene Rohstoff, — und gerade die zunehmende Undankbarkeit der noch unbearbeiteten Rohstoffe bildet einen Hauptanreiz für die menschliche Kulturarbeit, ihre Leistungsfähigkeit fortwährend zu steigern, um den sich fortwährend erhöhenden Schwierigkeiten gewachsen zu bleiben. In Folge dessen wird die Grenze des Ackerlandes immer weiter in Urwald und Steppe vorgeschoben, und es läßt sich nicht absehn, ob nicht einmal auch Sand- und Steinvüsten gezwungen sein werden, dem Herrn der Erde ihren Tribut zu entrichten.

Sollte auf dem Gebiete der Kunst nicht etwas Aehnliches der Fall sein? — Sollte die fortwährende Verschlechterung des Rohstoffs nicht in der Dichtung eben so gut, wie im Ackerbau, eine fortwährende Verbesserung der Arbeit im Gefolge haben?

In der That ist dies bis zu einem gewissen Grade der Fall. Die dichterische Technik kann sich einer fast eben so stetigen Fortentwicklung rühmen, wie die Technik des Ackerbaus, und nur dadurch ist es der Dichtkunst möglich geworden, immer weitere und weitere Stoffgebiete für sich zu erobern.

Wenn es nun dem Dichter gelänge, die von Natur abstoßenden Gegenstände, die der moderne Naturalismus bevorzugt, durch seine Arbeit so weit umzuschaffen, daß sie einen gewissen Grad ästhetischer Anziehungskraft gewinnen, dann dürfte er sich eines ähnlichen Erfolges rühmen, wie der Ackerbauer, dem es gelungen ist, eine Wüste urbar zu machen.

Dieser schwierigsten aller dichterischen Aufgaben ist aber die bloße Technik der Dichtkunst — selbst auf der denkbar höchsten Stufe ihrer Entwicklung — nicht gewachsen. Wenn irgendwo, so bedarf es hier der spezifisch künstlerischen Fähigkeit des Dichters d. h. der selbstschöpferischen Dichterphantasie. Diese aber ist — im Gegensatz zur technischen Fertigkeit jeder Art — weder erlernbar

noch entwicklungsfähig im geschichtlichen Sinne des Wortes; — sie ist ein freiwilliges Geschenk der Natur, das sich als solches gerade mit den ursprünglichsten Zuständen der Gesamtkultur weit besser verträgt, als mit den höchstentwickelten.

Im Jugendalter der Völker wie der Einzelmenschen regt die Phantasie am freisten und am kräftigsten ihre Schwingen; — später wird sie durch den immer mehr erstarkenden Wirklichkeits- und Nützlichkeitsinn immer mehr in ihrer Flugbahn beengt und in ihrem Aufschwunge gehemmt. Es stände daher schlimm um die geschichtliche Fortentwicklung der Dichtkunst, wenn nicht auch der Schönheitsinn unter günstigen Bedingungen sich zu entwickeln und genugsam zu erstarken im Stande wäre, um die dichterische Phantasie in seinen Schutz und Dienst nehmen zu können. Was aber die Technik der Dichtung anlangt, so erfüllt sie nur dann ihre Aufgabe als künstlerische Technik, wenn sie eben so gut, wie die dichterische Phantasie, der Idealisierung des Darstellungsgegenstandes und damit dem Schönheitszwecke dient, durch den sich das dichterische, wie jedes andere Kunstwerk, von den nichtkünstlerischen Kulturschöpfungen unterscheidet.

Die Idealisierung selbst solcher Gegenstände, wie sie der moderne Naturalismus in die Dichtung eingeführt hat, ist nicht undankbar; aber sie erfordert nicht nur ein um so größeres Maß schöpferischer Phantasie, sondern auch einen um so höher entwickelten Schönheitsinn, je leichter die hochentwickelte Technik der Gegenwart den Dichter dazu verführt, mit ihrer Hilfe unkünstlerische Zwecke zu verfolgen.

Die modernen Naturalisten machen daher nur aus der Noth eine Tugend, wenn sie grundsätzlich auf jede Idealisierung ihres Gegenstandes verzichten und in der Theorie die Ansicht vertreten, daß die charakteristische Wahrheit in der Kunst mehr als hinreichenden Ersatz biete für den Mangel an idealer Schönheit.

Mögen sie aber hierin auch irren, — darin haben sie Recht, daß eine gewisse Art der Wahrheit ein wesentliches Element in aller Kunst ist, und es läßt sich nicht leugnen, daß der moderne Naturalismus durch seine entschiedene, wenn auch einseitige und übertriebene Geltendmachung des Wahrheitsmoments in der Kunst sich ein sehr schätzenswerthes Verdienst um deren Fortentwicklung erworben hat.

Zur ästhetischen Bedeutung des Naturalismus gesellt sich aber eine außerästhetische, die vielleicht noch höher anzuschlagen ist; seine Bedeutung für die Völkerpsychologie.

Zwar ist der Dichter immer und überall das Glied irgend eines Volkcs und noch vieler andern Gesamtheiten, von deren Geiste er mehr oder weniger beeinflusst wird, und schwerlich dürfte sich ein solcher finden, in dessen Werken sich nicht Spuren dieses Einflusses nachweisen ließen. Aber zwischen dem idealistischen und dem naturalistischen Dichter ist in dieser Beziehung doch ein wesentlicher Unterschied vorhanden. Während jener in der Wahl wie in der Behandlung seiner Gegenstände zunächst und vor Allem seine Persönlichkeit zur Geltung zu bringen sucht, drängt dieser die seinige zurück, um möglichst sachlich zu verfahren. Er verzichtet darum auf frei erfundene Stoffe ganz und beschränkt sich am liebsten auf solche, die einer ihm genau bekannten Wirklichkeit entnommen sind. Die Folge davon ist, daß seine Dichtungen in der Regel auf dem Boden seiner Heimath sich abspielen und die in ihnen auftretenden Personen und Verhältnisse seinem eigenen Volke und seiner eigenen Zeit angehören. Da ihn zugleich das Wahrheitsprinzip seiner Kunstichtung dazu drängt, allen von ihm geschilderten Personen und Zuständen eine möglichst typische Bedeutung zu geben, so gewinnen diese in demselben Maße in welchem ihm seine Absicht gelingt, ein zunächst ethnographisches Interesse für alle diejenigen, die dem Lande und Volke des Dichters fern stehen als er selbst. Dies Interesse aber vertieft sich zum völkerpsychologischen nicht nur in Folge des Umstandes, daß der Dichter als Volksgenosse der von ihm geschilderten Personen einen tieferen und unmittelbaren Einblick in deren seelisches Innere besitzt, als ein Fremder, sondern auch in Folge dessen, daß er in alledem, was er bei der Darstellung seines Gegenstandes wider Willen von seinem eigenen seelischen Innern verräth, nicht sowohl seine persönliche Eigenart zur Anschauung bringt, als vielmehr die Gesamteigenart seines Volkcs und seiner Zeit. Er schildert also nicht nur nationale und zeitgenössische Typen, sondern er schildert sie auch von einem nationalen und zeitgenössischen Standpunkte aus und in nationaler und zeitgenössischer Färbung und Bedeutung, so sehr er dabei auch bemüht sein mag, seinen Dichter-

werken die objektive Wahrheit eines wissenschaftlichen Werkes zu verleihen.

Zwar kennt auch die Kunst eine Wahrheit und eine Objektivität; aber diese beiden Bezeichnungen bedeuten für sie etwas ganz anderes, als für die Wissenschaft, da sie sich nicht, wie bei dieser, auf den Inhalt, sondern nur auf die Darstellungsform des Werkes beziehen. Die Wahrheit des wissenschaftlichen Werkes beruht auf der Uebereinstimmung seines Inhalts mit dem Wesen seines Gegenstandes, die Wahrheit des künstlerischen dagegen nur in der überzeugenden Charakteristik, mit welcher die Kunstform nicht sowohl den Gegenstand selbst darstellt, als vielmehr dessen Auffassung durch den Künstler. Diese aber ist ihrem Wesen nach immer subjektiv. Wenn trotzdem von künstlerischer Objektivität die Rede ist, so meint man damit nur jene lebendige Anschaulichkeit der Darstellung, welche die Persönlichkeit des Künstlers allerdings zurücktreten läßt, aber nicht hinter das Wesen seines Gegenstandes, sondern nur hinter die Kunstform seines fertigen Werkes. Eine solche Art von Wahrheit und Objektivität verträgt sich aber auch mit einer idealistischen Auffassung und mit einem märchenhaften Stoffe, wie nicht wenige der Balladen Goethes beweisen.

So ist z. B. Goethes Fischerballade ein Muster von künstlerischer Wahrheit und Objektivität. Das Wasser erscheint hier allerdings in mythischer Personifikation als Nixe; aber was der Dichter in dieser Ballade darstellen will, ist nach seiner eigenen Angabe auch nicht das Wasser in seiner sinnlichen Erscheinung oder gar in seinem inneren, nur wissenschaftlich erfassbaren Wesen, sondern nur der Reiz, mit dem das Wasser an einem heißen Sommertage die Menschen zum Bade ladet, den Menschen d. h. zunächst den Dichter selbst. Dieser lockende Reiz nun kann mit dichterischen Mitteln unmöglich überzeugender charakterisirt und lebendiger veranschaulicht werden, als dadurch, daß sich das Wasser in den Augen des Fischers zu einem schönen Weibe vermenslicht, welches zu ihm wie zu seines Gleichen spricht und singt, und zwar mit dem berückenden Wohlklang Goethe'scher Verse und Reime.

Wenn nun der naturalistische Dichter, statt nach der spezifisch künstlerischen Wahrheit und Objektivität eines Goethe, nur nach Sachlichkeit im Sinn der Wissenschaft strebt, so bleibt er doch

hinter diesem Ziele um so weiter zurück, je mehr er Künstler d. h. je mehr er geeignet und geneigt ist, seinen Gegenstand mit dem Gemüthe und der Phantasie, statt bloß mit dem Verstande aufzufassen. Wenn es ihm auch bis zu einem gewissen Grade gelingen mag, bei der Auffassung und Darstellung seiner nationalen und zeitgenössischen Typen die persönliche Theilnahme zurückzudrängen, die er jedenfalls für oder wider sie empfindet, so geschieht das doch nicht zu Gunsten der kalten, weil rein verstandesmäßigen Unparteilichkeit, die der Wissenschaft eigen ist, sondern nur zu Gunsten einer Parteinahme, die ihm selbst verborgen bleibt, weil sie noch tiefer wurzelt, als in seinem persönlichen Gemüthe, nämlich im Gesamtgemüthe eines Ganzen, von dem er selbst ein lebendiges Glied ist, das eben deshalb von allen Regungen desselben mit-erregt wird, ohne es zu wissen und zu wollen.

Wo die naturalistische Dichtung den Namen einer Dichtung wirklich verdient, da ist ihre Wahrheit und Objektivität wesentlich derselben Art, wie die Wahrheit und Objektivität der Volkspoesie, in welcher ebenfalls der individuelle Geist der einzelnen Dichter hinter irgend einem Gesamtgeiste verschwindet.

Was aber diese beiden Arten der Dichtung in völkerpsychologischer Beziehung von einander unterscheidet, ist zunächst die Art ihrer Entstehung. Das Erzeugniß der Volkspoesie ist wirklich das gemeinsame Werk irgend einer menschlichen Gesamtheit; denn viele einzelne Dichter, die nicht selten durch Zeit und Raum weit von einander getrennt und nur durch den Geist einer alle gleichmäßig umfassenden Gesamtheit vereinigt sind, haben an seinem Entstehen, wie an seinem Wachsthum und seinen sonstigen Veränderungen, ihren Antheil. Das naturalistische Dichterwerk dagegen ist nur das zeitlich beschränkte Werk eines Einzelnen, weil der Dichter mit bewußter Absicht schweigen läßt, was sein Geist an persönlicher Eigenart besitzt. Diese Art von Selbstverleugnung ist aber für ihn bei Weitem nicht in dem Grade erreichbar, wie sie für die ungenannten Dichter der Volkspoesie nicht nur möglich, sondern sogar unvermeidlich ist. Denn in den jugendlichen Kulturzuständen, die das Entstehen der Volkspoesie voraussetzt, steht die persönliche Individualität des Dichters noch auf einer zu tiefen Entwicklungsstufe, um sich der Herrschaft des Gesamtgeistes, der

ihm in Sitte, Recht, Religion und Sprache verkörpert entgegentritt, so weit entziehen zu können, wie das die hochentwickeltesten Kulturzustände, aus denen der moderne Naturalismus erwachsen ist, dem Einzelnen nicht nur gestatten, sondern bei einem gewissen Bildungsgrade desselben sogar zur Nothwendigkeit machen. Was aber beide Arten der Dichtung noch weiter von einander entfernt, ist der Umstand, daß die Volkspoesie als Erzeugniß eines jugendlichen Kulturzustandes auch die Vorzüge der Jugendlichkeit an sich trägt, indem sie zu einer phantasievollen und wesentlich optimistischen Auffassung der Dinge neigt und demgemäß lieber die Lichtseiten ihrer Gegenstände hervorkehrt, als deren Schattenseiten, während bei der naturalistischen Dichtung als dem Erzeugniß einer phantasiearmen, zur Verstandeskritik und zum Pessimismus neigenden Altersperiode der Kultur das Umgekehrte der Fall ist. Der größte völkerpsychologische Gegensatz endlich, der wenigstens die aus alter Zeit stammende Volkspoesie von der naturalistischen Kunstpoesie der Gegenwart trennt, liegt darin, daß jene als das Erzeugniß vieler verschiedener Generationen einer und derselben Gesamtheit mehr deren bleibende Grundzüge d. h. den Volksgeist, diese dagegen als das Erzeugniß einer litterarischen Partei, deren Kunstprinzip in unserer raschlebigen Zeit — wie jede andere Mode — schnell von einem Volke zum andern übergeht, mehr nur eine Eigenthümlichkeit des überall herrschenden Zeitgeistes zum Ausdruck bringt.

Doch da die nationale Gesamtheit des Volkes als die durchschnittlich am schärfsten abgegrenzte und am vollkommensten organisirte auch die widerstandskräftigste aller menschlichen Gesamtheiten ist, so läßt sich der Volksgeist nur sehr unvollkommen vom Zeitgeist zurückdrängen. Wenigstens gilt das von allen den Aeußerungen des menschlichen Geisteslebens, in denen die Subjektivität eine entscheidende Rolle spielt, so namentlich von der Kunst im Gegensatz zur Wissenschaft. Wie diese wesentlich international ist, weil der Verstand sich bei allen Völkern gleicht, so ist jene wesentlich national, weil das Gemüth, die Phantasie und selbst der Geschmack bei allen Völkern verschieden sind. Mag die naturalistische Theorie als wissenschaftliches, aus dem naturalistischen Kunstprinzip logisch entwickeltes System bei den verschiedensten Völkern Europas gleichmäßige Anerkennung finden, —

die Praxis der naturalistischen Kunst läßt überall die nationale Eigenart mehr oder weniger deutlich hervortreten.

In dieser Beziehung ist es bezeichnend, daß diejenigen naturalistischen Dichter der Gegenwart, deren Namen man am häufigsten und meist zusammen nennt, um mit ihnen zugleich drei verschiedene Modifikationen des Naturalismus zu bezeichnen, nämlich Zola, Ibsen und Leo Tolstoi, nicht nur drei verschiedenen Völkern, sondern zugleich den drei arischen Hauptvölkerstämmen Europas angehören, und in den verschiedenen Modifikationen ihres Naturalismus zugleich die Verschiedenheiten ihres Volks- und Stammescharakters vertreten.

Wenn unter diesen Dreien der Franzose Zola bisher den stärksten Einfluß auf die europäische Litteraturwelt ausgeübt hat, so ist dies nicht etwa die Folge künstlerischer Ueberlegenheit über die beiden Andern, sondern nur des Umstandes, daß er das naturalistische Prinzip mit rücksichtsloserer Folgerichtigkeit vertritt, als sie, und zwar nicht bloß als Dichter, sondern mehr noch als Theoretiker und Kritiker. Hierin aber zeigt er einen echt französischen Charakterzug, der den internationalen Einfluß Frankreichs auch auf andrem, als dem ästhetischen Gebiet erklärt. Er besteht in der Neigung, jedes für richtig gehaltene praktische Prinzip in logischer Geradlinigkeit auf die Spitze zu treiben. Wird es dadurch auch nicht selten ad absurdum geführt und in diesem Falle nur allzuleicht mit dem entgegengesetzten Prinzip vertauscht, das dann ebenso auf die Spitze getrieben wird, so imponirt doch die logische Folgerichtigkeit, sowie die Entschiedenheit und Raschheit eines solchen Vorgehens überall den Massen des Volkes mehr, als ein maßvolleres Vorgehen, das auf das geschichtliche und natürliche Recht des Bestehenden Rücksicht nimmt und deshalb langsamer und auf gewundeneren Wegen sein Ziel verfolgt. Besonders ist dies bei romanischen Völkern der Fall, die sich alle mehr durch logischen, als durch historischen Sinn und durch Natur Sinn auszeichnen, und deren politisches Leben deshalb, auch unabhängig von französischen Antrieben, nur allzu leicht zwischen den entgegengesetzten Extremen der Böbelherrschaft und der Säbelherrschaft sich hin und her bewegt. Die Nachfolge, welche die verschiedenen französischen Revolutionen auch außerhalb der romanischen Länder gefunden haben, und die Weltherrschaft der französischen Kleidermoden, beweisen allerdings,

daß die moderne Kulturwelt überall für die Reize der Abwechslung empfänglich ist, aber zugleich auch, daß sie dabei dem Einfluß der veränderlichsten aller großen Kulturnationen unterworfen bleibt, weil diese in der praktischen Initiative mit der sie allgemein gefühlten Zeitbedürfnissen abzuhelfen weiß, den übrigen Völkern immer um einen Schritt voraus ist.

Auf dem Gebiete der Litteratur zeigt sich dieser tonangebende Einfluß Frankreichs, sowie der nationale Charakterzug, auf dem er beruht, schon seit dem Zeitalter der Kreuzzüge, also ungefähr so lange, als das französische Volk überhaupt besteht, — am entschiedensten aber im Zeitalter Ludwigs XIV. Nirgends erreichte die höfische Konvenienz der neuklassischen Geschmacksrichtung einen so hohen Grad engherziger Beschränktheit, wie in der französischen Litteratur dieser Zeit. Dafür aber waren die Phantastereien der neuromantischen Dichtung auch nirgends so ausschweifend und unwahr, wie in Frankreich, als dieses sich endlich entschloß, mit dem Prinzip des Klassizismus zu brechen. Die Uebertreibungen des romantischen Prinzips aber haben, eben so gut wie die des klassischen, den Litteratureinfluß Frankreichs auf das übrige Europa eher gefördert als gehemmt. Ganz dasselbe ist nun auch mit den Ausschweifungen des Zolaschen Naturalismus der Fall. Diese stammen zum nicht geringen Theile geradeswegs aus der französischen Neuromantik, von der Zola stärker beeinflusst ist, als er eingestehen will. Selbst in Bezug auf seinen Kultus des Häßlichen sind die französischen Neuromantiker seine Vorgänger. Während aber diese das Häßliche vorwiegend zu rein ästhetischen Kontrastwirkungen benutzten, stellt Zola dasselbe meist ohne jeden Gegensatz hin, der im Stande wäre, es ästhetisch zu ergänzen. Er thut dies im Interesse der „objektiven Wahrheit“ seines „experimentalen Romans,“ und sucht diesem durch den trockenen Ernst, mit dem er in ihm natur- und sozial-philosophische Lehrmeinungen verbildlicht, einen „wissenschaftlichen Charakter“ zu geben, weil der moderne Roman „das moderne Leben wieder spiegeln“ müsse und „die Wissenschaften die Führung des Jahrhunderts übernommen haben.“ Was aber Zolas Romane an unzweifelhafter Wahrheit enthalten, ist nicht wissenschaftliche, sondern höchstens künstlerische Wahrheit, und von dieser enthält schon das altfranzösische Rolandslied, trotz

seiner mittelalterlichen Wundergeschichten, wenigstens eben so viel. Für den französischen Volksgeist aber ist dies alte Volksepos noch weit charakteristischer, als die Romane Zolas. Auch diese berichten, indem sie den Verfall der französischen Gesellschaft unter dem zweiten Kaiserreich schildern, nicht sowohl Thatsächliches und Beweisendes, als sie vielmehr den niederschlagenden Einfluß bekunden, den das Unglück Frankreichs im deutsch-französischen Kriege auf das französische Volk hervorgerufen hat. In seiner muthlosen Schwarzseherei zeigt Zola hier zugleich den Einfluß des modernen Pessimismus, während doch die unausrottbare französische National-eitelkeit sich darin bei ihm äußert, daß er gleich der Mehrzahl seiner zeitgenössischen Landsleute für alles nationale Unglück der letzten Zeit nur einzelne Verräther verantwortlich macht. Auch das Nolandlied zeigt schon diesen echt französischen Charakterzug. Ohne Verrath wäre schon zur Zeit der Kreuzzüge eine Niederlage der „großen Nation“ ein für diese undenkbares Ereigniß gewesen. Aber die unbekanntenen Dichter des Nolandliedes standen unter dem Einfluß des mittelalterlichen Idealismus und der religiösen Begeisterung der Kreuzzugszeit, und das französische Volk, das damals wirklich und in vollereim Sinne des Worts, als jemals später „an der Spitze der Civilisation“ marschirte, hatte zu dem muthvollen Glauben, die vereinzelt Niederlage bei Ronceval durch eine ganze Reihe glänzender Siege rächen zu können, um so mehr Veranlassung, als seine Nationalfeinde zugleich die Feinde der ganzen Christenheit waren. Seitdem haben sich die Zeiten sehr wesentlich geändert; der französische Nationalcharakter aber ist sich wesentlich gleich geblieben. Auch heutzutage ist der Glaube an eine glorreiche Zukunft Frankreichs und an einen siegreichen Nachkrieg gegen den Nationalfeind im französischen Volke wach, und die sittlichen Zustände Frankreichs sind keineswegs so schlimm, wie sie in der pessimistischen Darstellung Zolas erscheinen. Im Grunde ihres Herzens sind die Franzosen, als Gesamtheit betrachtet, auch heutzutage noch eben solche Optimisten, wie im Zeitalter der Kreuzzüge, und eben solche Verehrer klarer und geschmackvoller, wenn auch rein konventioneller und damit unwahrer Formen, wie im Zeitalter Ludwigs XIV. Am französischen Naturalismus der Gegenwart aber ist nichts französisch, als die

rücksichtslose Folgerichtigkeit in der Anwendung des naturalistischen Kunstprinzips. Der französische Formenstump verleugnet sich auch bei ihm nicht ganz; aber an die Stelle des ästhetischen Formalismus der französischen Klassiker tritt bei ihm ein bloß logischer, und wenn ihm im Gegensatz zu diesem die Wahrheit mehr gilt als die Schönheit, so gilt ihm doch die Klarheit noch weit mehr als die Wahrheit.

Wenn Zola unter allen Gattungen der Dichtung den Roman am höchsten stellt, während er in der Lyrik nur „eine Musik für nervöse Frauen“ sieht, „eine dichterische Ueberspannung, die keine Analyse gestattet und an den Wahnsinn grenzt.“ so befindet sich hierbei sein naturalistisches Glaubensbekenntniß noch im Einklang mit dem französischen Nationalgeschmack, denn die zugleich beliebtesten und bedeutendsten Erzeugnisse der französischen Litteratur gehören der Prosa und innerhalb dieser dem Romane an; zugleich aber verräth er damit die Grenzen seiner persönlichen Begabung für die Dichtkunst, denn nur der Roman gestattet das außergewöhnlich große Maß epischer Breite, mit der Zola seine Stoffe behandelt. In den oft nur allzu weitläufig ausgeführten Schilderungen, die nur zum Theil dem „wissenschaftlichen“ Zwecke seiner Romane dienen, tritt die mehr malerische als dichterische Kunstbegabung des französischen Volks hervor. Dagegen hat Zola von dem französischen Sinn für das Theatralische nur sehr wenig an sich. Das Drama weiß er allerdings zu schätzen; aber seine Neigung zu breiten Analysen steht mit dem Wesen der dramatischen Technik allzu sehr im Widerspruch, als daß er auf der Bühne hätte heimisch werden können.

Um so besser ist das dem Norweger Ibsen gelungen, dessen internationaler Einfluß aber viel beschränkter ist, als derjenige Zolas. Außerhalb der skandinavischen Länder hat er nur in Deutschland große und nachhaltige, wenn auch nicht unbestrittene Erfolge errungen, sonst überall nur bloße Achtungserfolge. Sein Publikum ist also ein vorwiegend germanisches. Dies aber hängt damit zusammen, daß er trotz mancher Eigenheiten, die er mit Zola theilt, z. B. der Neigung, moderne Vererbungstheorien dichterisch zu verwerthen, eine durch und durch germanische Natur ist. Dies verräth sich namentlich in der eigensinnigen Selbstän-

digkeit seines Wesens wie seines Dichtens, die beide weniger durch den Verstand, als durch den Willen bestimmt erscheinen. Auch er verfolgt in seinen Dichtungen mehr lehrhafte als künstlerische Zwecke, aber seine Lehrhaftigkeit ist weniger wissenschaftlicher als ethischer Natur; denn es handelt sich in ihr nicht um eine wissenschaftliche Erklärung der physischen und moralischen Schäden, an denen die moderne Gesellschaft krankt, sondern um die sittlichen Probleme, die aus dem Vorhandensein dieser Schäden für den Einzelnen erwachsen, dem deren Heilung, oder falls diese unmöglich sein sollte, seine eigene Gesundheit am Herzen liegt.

Für die Darstellung des Gegensatzes zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft, auf die er in Folge dieser Absicht angewiesen ist, eignet sich aber keine Dichtungsart so gut, wie die dramatische, für die Ibsen nicht nur ein großes technisches Geschick, sondern wenigstens eben so viel natürliche Begabung hat, wie Zola für den Roman. Während diese epische Litteraturgattung das größte Maß breiter Schilderung aller Außenseiten des Lebens verträgt, verlangt das Drama den höchsten Grad straffer Konzentration. Liegt eine solche dem Willensmenschen an sich schon näher als dem Verstandesmenschen, so wird sie doch zugleich nicht wenig durch den Latonismus des Ausdrucks begünstigt, den Ibsen mit der Mehrzahl seiner norwegischen Landsleute theilt, und der innerhalb weiterer Grenzen eine Eigenheit der germanischen Völker überhaupt ist. Nicht nur die echtgermanischen Dramen Shakespeares, des größten Dramatikers der Neuzeit, sondern auch die englischen Volksballaden die ebenso wie die Gesänge der altnordischen Edda einen wesentlich dramatischen Charakter haben, verdanken ihre energische Wirksamkeit zum nicht geringen Theil der bündigen Kürze, mit der in ihnen das äußere, wie das innere Geschehen im Wechselgespräch der dabei betheiligten Personen bloß angedeutet wird. Diese Kürze aber ist nur eine Aeußerungsform der germanischen Innerlichkeit und darum dem rein lyrischen deutschen Liebe nicht weniger eigen, als der englischen Ballade. Eine andere Aeußerungsform dieser Innerlichkeit ist die Neigung Ibsens und seiner Dramenhelden zu grüblerischer Versenkung in das eigene Ich, um sich eine individuelle Weltanschauung und ein selbständiges ethisches Prinzip zu erringen. Sie beruht wesentlich auf derselben

Geistesrichtung, aus der auf wissenschaftlichem Gebiete die deutsche und die schottische Philosophie, auf religiösem der germanische Protestantismus erwachsen ist, und wurzelt gleich dieser in dem germanischen Bedürfnis nach individueller Unabhängigkeit, einem Bedürfnis, welches nur allzu leicht zum Sonderlingswesen, zu selbstüchtiger Engherzigkeit und zu spießbürgerlichem Partikularismus führt, aber auch zu ächtester Charaktergröße und zur höchsten sittlichen Thatkraft führen kann. Diese germanische Neigung zu vereinzelnder Unabhängigkeit, die auf den einsamen Hochebenen Norwegens einen eben so günstigen Boden gefunden hat, wie die germanische Schweigsamkeit, steht im entschiedensten Gegensatz zur romanischen Geselligkeit und Gesprächigkeit, die in Frankreich eine geradezu künstlerische Ausbildung gewonnen haben und auf die französische Prosalitteratur einen kaum geringeren Einfluß ausüben, als die entgegengesetzten Eigenheiten der germanischen Völker auf deren Lyrik und Dramatik. Derselbe Gegensatz trennt auch Ibsen von Zola.

Der norwegische Dichter behandelt die gesellschaftlichen Zustände seines Vaterlandes nicht weniger naturalistisch und pessimistisch, als der französische diejenigen Frankreichs; beide kämpfen für die Wahrheit, und gegen die Lüge, die das moderne Gesellschaftsleben überall beherrscht, und beiden gelten nur die Schattenseiten der Wirklichkeit als Wahrheit. Aber Zola sucht durch ausführliche Schilderungen zu wirken, die an derber Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, Ibsen dagegen durch eine schlichte und bündige, oft bezeichnende oft aber auch dunkle Ausdrucksweise. Zola, der in oder bei Paris, dem Centrum der französischen Gesellschaft lebt, beurtheilt alle Einzelercheinungen derselben vom Standpunkt des gesellschaftlichen Ganzen aus, während Ibsen in der möglichsten Wahrung der individuellen Freiheit gegenüber der verlogenen gesellschaftlichen Convenienz das einzige Heil für den sittlich Strebenden erblickt und, getreu dieser Ueberzeugung, zerfallen mit der Gesellschaft seines Vaterlandes, meist im Auslande lebt und in Folge dessen immer tiefer in die Gefahr geräth, ein subjektives Zerrbild der vaterländischen Zustände, wie es unter dem Einfluß pessimistischer Verbitterung in seiner Phantasie sich malt, für deren wahrheitsgetreues Bildniß zu halten.

In Bezug auf diese eigenständige Vereinzlung steht Ibsen nicht nur zum Franzosen Zola in einem entschiedenen Gegensatz, sondern auch zum Russen Tolstoi, der in seinen dichterischen Werken eben so gut, wie er, ethisch-didaktische Zwecke verfolgt. Aber das ethische Prinzip Tolstois ist im Gegensatz zum individualistischen Ibsens ein entschieden sozialistisches. Nicht in der freien Selbstbestimmung des Einzelnen sieht er das sittliche Ideal, sondern in der Verleugnung des eigenen Selbst zu Gunsten eines gesellschaftlichen Ganzen, dessen Urbild er in der altchristlichen Gemeinde zu finden glaubt, und da unter allen sozialen Gebilden der Gegenwart die russische Dorfgemeinde diesem Urbilde am nächsten kommt, so steht sie auch seinem Herzen unter allen am nächsten. Deshalb lebt er, nachdem er die Zustände seines Vaterlandes in verschiedenen Stellungen kennen gelernt, und die nichtigen Freuden der vornehmen Welt, der er durch Geburt und Erziehung angehört, zur Genüge gekostet, schon seit geraumer Zeit fern von dieser Welt auf dem Lande mitten unter seinen Bauern, wie ein Bauer mit niedriger Handarbeit beschäftigt, und seine Schriftstellerei beschränkt sich seitdem fast ausschließlich auf das Abfassen volksthümlicher Lehrschriften, die immer mehr den Gegensatz hervortreten lassen, der ihn von allen übrigen, namentlich aber den nichtrussischen Vertretern des modernen Naturalismus trennt. Der volksthümlichen Wirksamkeit zu Liebe kleidet er seine Sittenlehren am liebsten in die Form von Legenden, die mehr durch Wunderberichte als durch Vernunftgründe oder durch Berufung auf das Gewissen zu überzeugen suchen, und in letzter Zeit hat seine Ethik ein Entwicklungsziel erreicht, das nur scheinbar mit der Schopenhauerschen „Verneinung des Willens zum Leben“, in Wirklichkeit aber mit dem Ideal mönchischer Askese übereinstimmt. Hierin allerdings steht er selbst unter seinen russischen Landsleuten und deren slavischen Stammverwandten vereinzelt da, sofern diese nicht durch die Kirche zu ähnlichen, wenn auch weniger folgerichtig ausgebildeten ethischen Anschauungen erzogen sind. Dagegen zieht er in der Art seines gemeinnützigen Wirkens nur die äußersten praktischen Konsequenzen einer Sinnesrichtung, die von je her die Eigenart der spezifisch slavischen Ethik bestimmt hat. Nicht ein weitherziger Rechtsinn, der Jedem das Seine läßt, giebt für diese den Ton

an, sondern ein warmherziger Gemeinſinn, der im Gegenſatz zum weſteuropäiſchen, ſich weniger in verſtändiger Erwägung des für das Ganze der Geſellſchaft Nützlichen äußert, als vielmehr in der unmittelbar natürlichen Nächſtenliebe eines mitleidigen Herzens, welches auch die ſelbſtverſchuldeten Leiden des Armen und Unglücklichen lebhaft mitempfindet, während es die eigenen Leiden als wohlverdiente Strafe geduldig erträgt.

Wie die Ethik Tolſtois aus allgemeinſlawiſchen Reimen entſproſſen iſt, ſo wurzelt ſein religiöſer Glaube im Boden des ruſſiſchen Volkes. Obgleich er ein Gegner alles orthodoxen Kirchenthums iſt, und ſein Chriſtenthum, das auf ſelbſtändiger Bibelforſchung beruht, weſentliche Elemente mit dem weſteuropäiſchen Nationalismus gemein hat, ſo ſteht er doch, im Gegenſatz zu dieſem, außerhalb aller Fühlung mit der Geſamtentwicklung der modernen Wiſſenſchaft und hat eine entſchiedene Neigung zum Myſtizismus aus den kirchlichen Ueberlieferungen ſeines Volkes ſich bewahrt. So tief wurzelt Tolſtoi in ſeiner Heimath und in ſeinem Volkthum, daß er trotz der weitherzigſten Humanität der Geſinnung, in ſeiner Verachtung der weſteuropäiſchen Kultur und in ſeinen Vorurtheilen gegen den Weſten überhaupt, den er nur ſehr oberflächlich kennt, weſentlich mit den Slavophilen übereinſtimmt. Je mehr er aber nicht nur in den Kräften, ſondern auch in den Schranken ſeines Weſens ein echter Vertreter ſeines Volkes iſt, um ſo beſſer iſt er im Stande, aus dem Herzen ſeines Volkes heraus zu dichten, wie zu fühlen und zu glauben.

Als Künſtler iſt er ſowohl Ibsen als Zola weit überlegen; aber er verdankt dieſe Ueberlegenheit viel mehr ſeiner angeborenen Begabung, als ſeiner äſthetiſchen Bildung. Auch er bekennt ſich mit aller Entſchiedenheit zum naturaliſtiſchen Wahrheitsprinzip und bleibt dieſem Prinzip auch in ſeiner dichterischen Praxis ſo treu, als es einer hochbegabten Dichternatur überhaupt möglich iſt. Aber er darf ſich eher an die dichterische Darſtellung abstoßender Gegenſtände wagen, als Zola und Ibsen, weil er jenem an ethiſchem, dieſem an äſthetiſchem Takte, beiden aber an Schöpferkraft der Phantaſie überlegen iſt. Nicht nur in der Behandlung, ſondern ſchon in der Wahl ſeiner Gegenſtände bewährt ſich dieſe künſtleriſche Ueberlegenheit; denn neben den Schattenſeiten ruſſiſcher

Zustände und Volkstypen deckt er auch deren Lichtseiten auf, und wenn wir von der Lektüre seiner Dichtungen scheiden, so geschieht das nicht mit dem bitteren Gefühl der Hoffnungslosigkeit gegenüber einem materialistischen Fatum, oder mit dem bitteren Gefühl der Unzulänglichkeit auch des edelsten und thatkräftigsten Einzelmenschen gegenüber der Engherzigkeit, Kurzsichtigkeit und Gemeinheit der Menge, sondern mit der Hoffnung auf die allmähliche Entwicklung des Edlen und Guten, dessen Keime er gerade in den niedrigsten Schichten seines Volkes zu entdecken und hervorzuföhren weiß. Es könnte deshalb fraglich erscheinen, ob die Kunstichtung, der er als Dichter huldigt, nicht eher den Namen einer idealistischen, als einer naturalistischen verdient? Jedenfalls ist diese Art des Naturalismus die künstlerisch am meisten berechnete.

Sie ist aber zugleich die völkerversychologisch bedeutendste, weil sich in ihr die charakteristischen Eigenschaften der alten Volkspoesie mit denen des modernen dichterischen Naturalismus vereinigen. Das gilt in ganz besonderem Maße von Tolstois großem Roman „Krieg und Frieden.“ Man hat diesen Roman, der zur Zeit des russisch-französischen Krieges von 1812 spielt, als „die russische Iliade“ bezeichnet, und insofern treffend, als der Roman in der That viel vom Charakter eines alten Volksepos an sich hat; nur daß er sich noch weit besser mit dem Rolandsliede als mit der Iliade vergleichen läßt, weil er eine nicht bloß nationale, sondern zugleich eine humane Bedeutung hat. Wie Frankreich in jenem mittelalterlichen Volksepos den Glauben der gesammten Christenheit gegenüber den Völkern des Islam vertritt, so vertritt Rußland im Tolstoischen Roman die Unabhängigkeit GesamtEuropas gegenüber seinen französischen Unterdrückern. Freilich wie dort zunächst nur um den Ruhm des „süßen Frankreich“ gekämpft wird, so hier zunächst nur um die Freiheit des „heiligen Rußland.“ Aber ein heiliger Kampf ist auch dieser; denn es handelt sich auch in ihm um eine Vertheidigung alles dessen, was nur immer einem Volke heilig sein kann. Und auch in diesem Kriege geht es nicht ohne Wunder ab, — wenigstens in der Darstellung Tolstois. Die allgemein herrschende Ueberzeugung, daß weniger die Heere Rußlands, als dessen Klima den mächtigen Feind besiegt haben, ergänzt Tolstoi dahin, daß nicht die Kriegskunst der russischen Feld-

herren, sondern der standhafte Opfermuth der russischen Soldaten das Vaterland gerettet, und daß Kutusow gerade wegen seiner persönlichen Unthätigkeit der größte Feldherr dieses Krieges war, weil er als echter Volksmann den Heldenmuth des gemeinen Soldaten ruhig gewähren ließ, wie ein verirrter Reiter den Instinkt seines Rosses. Er überließ damit das Schicksal Rußlands mit fatalistischer Ergebung einer höheren Macht, und da diese dem russischen Volke trotz aller Planlosigkeit der Kriegführung den endlichen Sieg verlieh, so kann dieser Sieg nur auf einem Wunder beruhen, — wenn nicht auf einem bloßen Zufall.

Tolstoi, der als ehemaliger Offizier das Kriegsleben aus eigener Erfahrung kennt, schildert es mit einer lebendigen und überzeugenden Anschaulichkeit, wie sie nirgends in der modernen Litteratur ihres Gleichen hat. Zugleich aber schildert er das russische Gesellschaftsleben in allen Schichten des Volks mit einer so ergreifenden Macht der Darstellung, wie sie nur ein Dichter entfalten kann, der seinen Gegenstand nicht bloß kennt, sondern auch von ganzem Herzen liebt. Die Theilnahme seines Herzens für die geschilderten Begebenheiten, Zustände und Personen, spricht in seinem geschichtlichen Roman, dem naturalistischen Prinzip zum Trotz sogar noch viel lauter, als das Verstandesinteresse an ihrer wissenschaftlichen Wahrheit. Allerdings äußert sie sich nicht in lyrischer Unmittelbarkeit, sondern mit der künstlerischen Objektivität des echt epischen Stils nur in den Eigenthümlichkeiten der Färbung und Beleuchtung, der Anordnung und Deutung aller der Einzelheiten, aus denen das Ganze des Gegenstandes besteht. Die geschichtliche Wirklichkeit wird unter dem Einfluß einer derartigen Behandlung zur wunderbaren Sage — ganz wie im Volksepos — und — ganz wie in diesem — ist der Dichter nicht nur im Glauben an die Wunder, die er berichtet, sondern in der ganzen Auffassung seines Gegenstandes durchaus national, d. h. es tritt in dieser Auffassung nicht nur seine persönliche Herzensheilnahme an dem dargestellten Gegenstande zu Tage, sondern zugleich die Herzensstellung, die derartigen Gegenständen gegenüber dem ganzen Wesen des russischen Volkes am meisten entspricht.

Eben deshalb hat dieser Roman Tolstois eine größere völkerpsychologische Bedeutung, als irgend ein anderes Dichterwerk,

welches der moderne Naturalismus hervorgebracht hat. Und eben deshalb hat er zugleich eine größere Bedeutung für die Weltliteratur, als irgend ein anderes Werk der russischen Kunstpoesie, die sonst nirgends in dem Grade, wie hier, von fremdländischen Einflüssen frei erscheint.

Die romanischen Völker haben bereits im Zeitalter der Renaissance diejenige Kunstrichtung eingeschlagen, die ihrer gemeinsamen Eigenart am meisten entspricht, weil sie in der allen gemeinsamen Vergangenheit des römischen Alterthums wurzelt; und die Franzosen haben in ihrer klassischen Litteraturperiode dieser Kunstrichtung eine spezifisch-französische Gestaltung gegeben, die deshalb — allen Wandlungen des jeweiligen Zeitgeschmacks zum Trotz — dem Kern des französischen Volks auf die Dauer am meisten zusagt, wenn auch nur in einer zeitgemäßen Modifikation.

Dagegen ist die Kunstrichtung der germanischen Völker seit deren Auftreten in der Weltliteratur immer eine vorwiegend romantische gewesen, sofern ihnen am Kunstwerke die Tiefe und der Reichthum eines über alle Form hinausstrebenden seelischen Inhalts von je her wichtiger erschienen ist, als die Schönheit der sinnlichen Form, welche von den romanischen Völkern, auch abgesehen vom Inhalt, schon um ihrer selbst willen geschätzt wird. Die romantische Dichtung im engeren Sinne ist allerdings zunächst eine Schöpfung des deutschen Volkes, aber wie sehr sie auch dem Gesamtgeiste der germanischen Völkerfamilie entspricht, offenbart sich in der Thatfache, daß die Skandinaven dem Kunstideal dieser spezifisch-deutschen Romantik sogar länger treu geblieben sind, als die Deutschen selbst.

Bei den romanischen Völkern bildet die Herrschaft der deutschen Romantik, bei den germanischen die des französischen Klassizismus nur eine vorübergehende Episode der Nationallitteratur, weil sie als litterarische Fremdherrschaft empfunden wurde, sobald der Reiz ihrer Neuheit seine Wirksamkeit eingebüßt hatte. Ebenso scheint es nun beiden Völkerfamilien auch mit dem gegenwärtig bei ihnen herrschenden Naturalismus gehen zu wollen; denn schon regt sich gegen dessen Herrschaft überall bei ihnen eine sehr thatkräftige Opposition, die unter verschiedenen Bezeichnungen, wie

„Symbolismus“, „Individualismus“ u. s. w. fortwährend an Anhang gewinnt.

Andererseits aber verhält es sich in dieser Beziehung mit den Russen und bis zu einem gewissen Grade mit den Slaven überhaupt. Auch sie sind der allgemeinen Herrschaft des klassischen, wie des romantischen Idealismus unterworfen gewesen, aber weder haben diese aus dem Westen stammenden Kunstrichtungen bei ihnen in den tieferen Volksschichten Wurzel fassen können, noch ist es den aus ihrer Mitte entstandenen Klassikern und Romantikern gelungen, eine nennenswerthe Rückwirkung auf die nichtslavische Litteraturwelt auszuüben. Der Naturalismus dagegen, der in der modernen russischen Litteratur schon frühzeitig eine eigenartige Gestaltung angenommen hat, die künstlerisch um so berechtigter ist, je weniger sie sich von theoretischer Prinzipienreiterei beirren läßt, hat alle Aussicht hier länger fortzudauern, als irgendwo anders. Erst seitdem diese Geschmacksrichtung in Rußland zur herrschenden geworden ist, hat die russische Novellistik den gewaltigen Aufschwung genommen, der ihr eine allgemeine Hochschätzung in der Litteraturwelt und einen bestimmenden Einfluß auf die Weltlitteratur erobert hat. Keinem Erzeugniß slavischer Kunstpoesie ist bisher Aehnliches gelungen. Nur die alte serbische Volksepik hat schon früher die Bewunderung nichtslavischer, namentlich deutscher Kenner erregt. Diese aber ist mit der modernen russischen Novellistik durchaus wesensverwandt. In Folge des Umstandes, daß die letztere nicht nur durch ihre national-slavischen Stoffe, sondern auch dadurch, daß sie den echt epischen Stil, d. h. die ruhige und anschauliche Plastik der Erzählung und Schilderung, mit der serbischen Volksepik theilt, und nur durch tiefere psychologische Charakteristik sich über sie erhebt, hat sie allen Anspruch darauf, eben so als spezifisch-slavische Kunstpoesie zu gelten, wie die serbische Volksepik als spezifisch-slavische Volkspoesie. Deshalb wird die Macht des Einflusses, den sie durch eine Reihe glänzender Vertreter gewonnen hat, innerhalb des russischen Volkes und der Slavenwelt überhaupt, sich voraussichtlich noch viel stärker geltend machen, als in der westeuropäischen Litteraturwelt. Dann aber würden die slavischen Völker durch Tolstoi und seine Genossen mit ähnlicher Gewalt im Ranne einer vorwiegend naturalistischen

Geschmacksrichtung festgehalten werden, wie die Romanen durch die größten ihrer Dichter in einem wesentlich klassischen und die Germanen durch Shakespeare und Goethe in einem wesentlich romantischen Idealismus bis in die Gegenwart hinein festgehalten worden sind.

Die dichterischen Höhepunkte der Weltliteratur sind immer zugleich Höhepunkte der verschiedenen Nationallitteraturen, aus denen sie emporgewachsen sind. Deshalb haben die Dichtungen, welche solche Höhepunkte bezeichnen, überall eine völkerpsychologische Bedeutung, die national und international zugleich ist und mit ihrer künstlerischen Bedeutung innig zusammenhängt; denn die höchsten künstlerischen Vorzüge, deren eine Dichtung fähig ist, stammen aus den tiefsten aller Quellen menschlichen Dichtens, d. h. nicht aus dem Herzen des einzelnen Dichters allein, sondern zugleich aus dem Herzen seines Volks und aus dem Herzen der Menschheit.

Woldemar Masing.

R o m.





## Die Eingeborenen Alt-Livlands im 13. Jahrhundert.

(Schluß).

Welche Getreidearten die Eingeborenen vor Ankunft der Deutschen kultivirten, wissen wir nicht genau; jedenfalls die den nordischen und finnischen Völkern von Alters her bekannte Gerste; ferner den Roggen, welchen Heinrich von Lettland an einer Stelle ausdrücklich erwähnt (10, 13), während er sonst nur ganz allgemein von Getreide, Saaten und Aeckern spricht.

Daß Heinrich auch mit Getreide (*annona, frumentum*), Roggen meint, ist wohl anzunehmen, aber nicht gewiß. Unter Getreide oder Korn wird volksthümlich immer die Hauptfrucht des Landes verstanden. So bezeichnet der Romane damit den Weizen, der Deutsche den Roggen, der Schwede die Gerste. Je nach dem Vorherrschenden einer Getreidegattung kann also unter Getreide oder Korn etwas Verschiedenes verstanden werden<sup>1)</sup>.

Die eigentliche Frucht des alten Germanen, aus der er Brod und Brei gewann, war der Hafer. Somit haben wir uns unter dem *frumentum* des Tacitus eher Hafer als Weizen oder Sommer-Roggen zu denken<sup>2)</sup>. Der Hafer blieb in Deutschland das Haupt-

<sup>1)</sup> Vgl. Dehn, Kulturpflanzen. S. 490. Geijer, Gesch. Schwedens I. S. 285.

<sup>2)</sup> Vgl. G. Kauffman, Agrarhistorische Abhandlungen, Leipzig 1880. I. S. 88 f.

getreide bis ins 13. Jahrhundert, besonders im Norden und Osten<sup>1</sup>). Es wäre also möglich, daß Heinrich mit frumentum Hafer meint, wenn er der deutschen, oder Gerste, wenn er der skandinavisch-finnischen Vorstellung folgte. Aber das einzige Mal, wo er eine Getreideart bei Namen nennt, gebraucht er den Ausdruck siligo, was unzweifelhaft Roggen bedeutet, und da es sich in diesem Falle um eine Getreideabgabe, einen Ackerzchoß handelt, so können wir wohl annehmen, daß auch sonst bei Getreideabgaben unter frumentum und annona Roggen verstanden ist<sup>2</sup>). Jedenfalls wurde 1206 von den Liven Roggen gebaut.

Aus Urkunden der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ersehen wir, daß in Livland Roggen, Hafer, Gerste und Weizen gebaut wurde. Es fragt sich aber jedes Mal, ob nicht vielleicht der Einfluß der deutschen Einwanderer, besonders der Cistercienser, vorauszusetzen ist. Roggen wird in den Verträgen mit den Kuren 1231 und mit den Teselern 1241 erwähnt<sup>3</sup>). Beide Stämme hatten zu der Zeit noch keine deutsche Beeinflussung erfahren, müssen also den Roggen schon gehabt haben. Dasselbe gilt auch vom Hafer, den die Kuren laut einer Urkunde von 1252 neben Roggen und Gerste ihren Pfarrgeistlichen zu liefern hatten<sup>4</sup>). Auch Weizen wird schon 1242 und zwar im Stifte Dorpat, also in Nord-Livland erwähnt<sup>5</sup>; wir können aber nicht genau wissen, ob hier nicht schon deutscher Einfluß mitgewirkt hat. Koskinnen<sup>6</sup>) behauptet zwar, daß die westfinnischen Stämme den Weizen schon seit Urzeiten kannten, doch scheint das ein etymologischer Irrthum. Auch Ahlqvist hat zuerst das finnische Wort für Weizen: nisu für genuin gehalten und erst später für ein slavisches Lehnwort erklärt<sup>7</sup>). Der Weizen ist aber eine Getreideart, welche erst spät

1) Vgl. R. Th. v. Znama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte II. Leipzig 1891 S. 226 f.

2) Chron. Liv. 10, 13: siligo 2, 7 4, 3 15, 1 18, 3 21, 6 r.: annona 9, 11 22, 4 23, 5 30, 5: frumentum. Vgl. Nehn, Kulturpflanzen. S. 491 und die betreff. Worte bei Ducange.

3) Livl. Urk. B. I, 105, 169. III, 169 a.

4) Ebendaf. I, 240.

5) Ebendaf. I, 173.

6) Finnische Geschichte. S. 16 f.

7) Kulturwörter. S. 36.

aus dem Süden in Mitteleuropa eingedrungen ist und, wie Hehn nachweist<sup>1)</sup>, seinen Weg von Gallien zu den Deutschen und von diesen zu den Lithauern genommen hat. Bei den alten Scandinaviern war der Weizen bloß Gegenstand des Handels, aber im Westgothengesetz (1160) wird bereits ein Zehnte vom Weizen verordnet<sup>2)</sup>. In Deutschland galt er noch im 12. Jahrhundert als eine Luxusfrucht, die mehr im Süden als im Norden gebaut wurde<sup>3)</sup>. Daß die Eingeborenen Alt-Livlands, besonders die finnischen Stämme, den Weizen vor dem 12. oder 13. Jahrhundert gebaut haben, ist nicht anzunehmen, immerhin ist es nicht unmöglich, daß sie ihn vor der deutschen Eroberung kannten.

Soweit die Körnerfrüchte. Von den Hülsenfrüchten sprechen unsere Quellen nicht. Es sei hier nur erwähnt, daß Erbse, Linse und Bohne nach Ahlqvist<sup>4)</sup> von den Letten zu den Liven und von diesen zu den übrigen westfinnischen Stämmen übergangen sind.

Eine uralte Frucht der finnischen Völker ist die Kürbe, welche besonders gut im Moosenboden der Waldäcker gedeiht und noch jetzt bei den Esten und Finnen sehr beliebt ist<sup>5)</sup>.

Auch Flachs und Hanf werden in unseren Quellen nicht erwähnt. Vermuthungen auf ethymologischer Grundlage würden kaum zu positiven Ergebnissen führen; die lettischen und finnischen Bezeichnungen für Flachs können sowohl deutscher als indogermanischer Herkunft sein. Victor Hehn meint, daß die deutschen Eroberer den Flachs einführten. Das lettische Wort für Hanf kannepes scheint das griechisch-römische cannabis zu sein und ist nach Ahlqvist aus dem Lettischen in die westfinnischen Sprachen übertragen worden<sup>6)</sup>. Von den Westfinnen wissen wir, daß sie leinwandartiges Gewebe aus Nesseln verfertigten, wie es bei den

1) Kulturpflanzen. S. 489.

2) Vgl. Geijer. Gesch. Schwedens I. SS. 107 und 285.

3) Vgl. Juana, a. a. O. S. 226.

4) Kulturwörter S. 38 f.

5) Ebenda SS. 35 und 265 und Hehn, Kulturpflanzen. S. 496 f. Vgl. auch Blumberg, Ueber den Kulturzustand der Esten etc. Sitzungsber. d. gel. estn. Ges. 1876. S. 149.

6) Kulturwörter S. 43 f. Hehn, Kulturpflanzen S. 165.

Halbnomaden auf der Grenze zwischen Asien und Europa seit Urzeiten üblich ist <sup>1)</sup>.

Die Eingeborenen kultivirten also vor Ankunft der Deutschen Gerste, Roggen und Rüben, höchst wahrscheinlich auch Hafer, vielleicht Weizen, Erbjen und Bohnen, dagegen kaum Flachs und Hanf.

Es fragt sich nun, ob die Eingeborenen ausschließlich Sommer- oder auch Wintergetreide bauten. Die Waldbrennwirtschaft schließt Letzteres nicht aus; andererseits braucht der Umstand, daß Roggen und vielleicht auch Weizen gebaut wurde, nicht nothwendig Wintergetreide vorauszusetzen, denn beide Getreidearten können Sommerfrucht sein. In den umliegenden Ländern: Deutschland und Skandinavien ist Wintergetreide seit Jahrhunderten bekannt. In Livland finden wir in einer Urkunde von 1226 einen Ackerhof von Winterfrüchten <sup>2)</sup>. Diese Abgabe wird aber von den in der Rigaschen Stadtmur auf livischem Boden angesiedelten Selonen entrichtet, es ist also der Einfluß deutscher Kultur nicht nur möglich, sondern sehr wahrscheinlich.

Zieht man den ganzen Kulturzustand der Eingeborenen in Betracht, so müßte man eher annehmen, daß sie vor Ankunft der Deutschen noch keine Winterfrucht bauten.

Von landwirthschaftlichen Geräthen erwähnt Heinrich von Lettland bloß des Pfluges, welchem er falscher Weise den Namen des Räderpfluges *aratrum* giebt <sup>3)</sup>, während er ihn eigentlich *uncus* Hakenpflug nennen müßte. In den Urkunden des 13. Jahrhunderts dagegen wird der Pflug fast immer *uncus* genannt, besonders in seiner Bedeutung als Steuerbasis <sup>4)</sup>.

Der Pflug des 13. Jahrhunderts war ein einfacher karst- artiger Haken ohne eiserne Schaar, wie ihn Herberstein noch im 16. Jahrhunderte in Lithauen fand <sup>5)</sup>. Der jetzige baltische Haken-

1) Vgl. Ahlqvist a. a. O. SS. 43 f. u. 266. Nehn, Kulturpflanzen. S. 522.

2) „fruges hyemales.“ Livl. Urk. B. I, 89.

3) Chron. Livv. 2, 7 10, 13 23, 5.

4) Livl. Urk. B. I, 105 und 248. *uncus* als Steuerbasis: ebendaß. I, 83, 125, 135, 136 u.; dagegen *aratrum*: III, 101 a.

5) Vgl. Nehn, Kulturpflanzen. S. 493 f. A. Meitzen, Der Boden und die landwirthschaftl. Verhältnisse des preussischen Staates. II. Berlin 1869. S. 68 f. und desselb. Siedelung I. S. 273 ff.

pflug ist zweischaarig, doch wird in einigen Gegenden Estlands noch der einschaarige Haken, der sog. Schweinsrüffel gebraucht <sup>1)</sup>.

Außer dem Pfluge hatten die Eingeborenen die Egge, ohne Zweifel das Urbild der jetzt noch in vielen Gegenden gebräuchlichen hölzernen Egge, welche aus mehreren gespaltenen Fichtenstämmchen mit daranhaftenden Ästenden besteht. Die Egge wird in dem Vertrage mit den Kuren von 1231 als Steuerbasis erwähnt <sup>2)</sup>.

Ob Hake und Schaufel bekannt waren, mag dahingestellt bleiben, es sei hier nur erwähnt, daß nach Ahlqvist die Liven und Esten ihre Benennung für Hake dem Lettischen entlehnt haben, und den westfinnischen Bezeichnungen für Schaufel ein lithauisches Wort zu Grunde liegt <sup>3)</sup>.

Zum Mähen des Getreides und Grases bedienten sich die Eingeborenen der Sense, welche in Urkunden mehrfach erwähnt wird, und ebenfalls als Steuerbasis diente <sup>4)</sup>. Von der Sichel sprechen unsere Quellen nicht; auch dieses Geräth scheinen die Liven und Esten von den Letten erhalten zu haben <sup>5)</sup>. Merkwürdiger Weise gebrauchen jetzt die Letten die kurzstielige Sense zum Mähen des Getreides, die Esten die Sichel.

Das Getreide wurde nach der Ernte, ganz wie heute, in Haufen oder Hocken auf dem Felde zusammengestellt, um bei gelegener Zeit gedörrt und dann gedroschen zu werden <sup>6)</sup>.

Die Sitte das Getreide vor dem Dreschen zu dörren, ist außerordentlich alt, sowohl bei den lito-slavischen, als besonders bei den finnischen Völkern. Sie scheint mir mit der Sitte der Halbnomaden, das Getreide in unterirdischen Silos aufzubewahren, zusammenzuhängen. Die luftdichten Erdsilos setzten das Getreide leicht der Gefahr aus, sich zu erhitzen und zu verfaulen, daher mußte es, um widerstandsfähiger zu werden, vorher gedörrt

<sup>1)</sup> Vgl. Hueck, Landwirtschaft. S. 84 f. Abbildungen in M. W. Gupel, Topographische Nachrichten von Liv- und Estland II. Riga 1777. Taf. III.

<sup>2)</sup> L. Urk. B. I. 105.

<sup>3)</sup> Kulturwörter. S. 31 f. Schaufel estn. labidas, lapja, liv. läbdi — lith.: lopeta. Warum nicht aus dem Lettischen, wo Schaufel lahpste heißt?

<sup>4)</sup> Livl. Urk. B. I, 248, 603. III, 1248.

<sup>5)</sup> Ahlqvist, Kulturwörter. S. 45.

<sup>6)</sup> Heinr. Chron. Liv. 22, 4 25, 3.

werden. In der That können wir das Dörren wie die Silos auf die Zeit der halbnomadischen Lebensweise der finnischen Völker zurückführen. Als Dörrkammer wurde das Haus benutzt. Wir finden bei den Westfinnen die Pirte, bei den Ostfinnen die Kota und die Gamme dazu verwandt<sup>1)</sup>. Das Dörren muß also älter sein als das Eindringen des Pirten-Typus bei den Westfinnen.

Uns interessiert nur die Dörrmethode der Westfinnen und Letten. In der Pirte waren in Mannshöhe starke Stangen quer gelegt; auf diese wurde das Getreide in Garben bis an das Dach gelagert. Alsdann wurde der mächtige aus runden Feldsteinen über einer vertieften Feuerstelle erbaute Ofen stark geheizt, so daß er eine gewaltige Hitze ausströmte; zugleich schloß man die Thüre und etwaige Fensterlufen. Durch die Hitze und den Rauch wurde das Getreide in verhältnißmäßig kurzer Zeit genügend gedörrt<sup>2)</sup>.

Das Haus in dieser Funktion heißt Rije. Diese Bezeichnung kommt mit geringfügigen Veränderungen bei den Woten, Ehsten und Liven, sowie bei den Letten, Lithauern und Russen vor. Nach Ahlqvist ist das ist das finnische riilhi auf das skandinavische ri zurückzuführen, was eine Holzstange bedeutet, auf welche Getreide zum Trocknen gehängt wird. Ahlqvist meint, daß die lito-slavischen Völker das Wort und den Gebrauch der Rije durch die finnischen Völker überkommen hätten; Thomsen läßt diese Frage offen, Bielenstein führt hypothetisch eine genuine Ableitung des lettischen Wortes rija an<sup>3)</sup>.

Jedenfalls war und ist der Name wie der Gebrauch der autochthonen Korndarre, der Rije, in den Ostseeprovinzen üblich. Während das Haus der Ehsten schon lange nicht mehr als Badstube benutzt wird, dient es noch jetzt sehr häufig als Rije. Auch bei den Letten im südlichen Livland findet man noch dazwischen Wohnstube und Rije vereinigt; in Kurland dagegen muß die Trennung derselben schon seit so langer Zeit vor sich gegangen sein,

<sup>1)</sup> Vgl. Meijen, Siedelung II, S. 202 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. Meijen, Siedelung II, S. 198 und Bielenstein in Magazin d. Lett. Litter. Ges. 19, 2 S. 51 Anm.

<sup>3)</sup> Ebendaß. S. 53 Anm. Ahlqvist, Kulturwörter. S. 46.

daß jetzt nicht einmal eine Erinnerung daran übrig geblieben zu sein scheint <sup>1)</sup>.

Das gedörrte Getreide wurde im Hause oder im Freien gedroschen; eine besondere Dreschtenne, wie man sie jetzt meist mit der Rije unter einem Dache findet, gab es nicht. Das Korn wurde von Finnen und Letten auf einer Handmühle vermahlen <sup>2)</sup>.

Die landwirthschaftlichen Arbeiten: Aekern, Säen, Ernten und Dreschen wurden wohl in erster Linie von den Weibern, besonders Sklavinnen, dann auch von Hausflaven und erst in letzter Linie von freien Männern betrieben. Desgleichen war das Drehen der Handmühle eine Weiber- und Sklavenarbeit <sup>3)</sup>. Der freie Mann besaßte sich lieber mit den angenehmeren Theilen des Wirthschaftslebens, mit Pferde-, Vieh- und Bienenzucht, mit Jagd und Fischerei, Beschäftigungen, die ihm jederzeit erlaubten, dem Kriegsrufe seines Stammes zu folgen. Auch jetzt noch finden wir in einigen Theilen Desels und der übrigen, dem Rigaschen Meerbusen vorgelagerten Inseln die Feldarbeit von Weibern gethan, während die Männer Fischfang und Schifffahrt treiben, oder sich als Erd- und Holzarbeiter auf dem Festlande verdingen.

Eine ungleich wichtigere Stelle als der Ackerbau, scheinen Pferde- und Viehzucht im Wirthschaftsbetriebe der Eingeborenen eingenommen zu haben. Deren Hauptreichthum bestand eben in den Heerden, die ihnen Nahrung und Kleidung boten und ihren greifbaren Besitz repräsentirten. Während sie bei feindlichen Ueberfällen genöthigt waren ihre Aecker preiszugeben, unter Umständen auch das geerntete und versteckte Getreide, konnten sie ihr Vieh mit sich nehmen in die Burgen, welche daraufhin eingerichtet waren, oder in die Waldverstecke. War das Kriegswetter vorübergerauscht, so erschienen die Flüchtlinge wieder bei ihren Hütten, brachten diese mit leichter Mühe in den vorigen Zustand, retteten, was von der Ernte zu retten war, und begannen von Neuem den Kampf ums Dasein. Ihr wichtigster Besitz, den sie dem

<sup>1)</sup> Vgl. Reumingen, lett. Haus. S. 58.

<sup>2)</sup> Vgl. Ahlqvist, Kulturwörter. S. 48. Reumingen, lett. Haus. S. 44 u. 58.

<sup>3)</sup> Vgl. Sehn, Kulturpflanzen. S. 493. „Die Mühle ziehn“, Arbeit der Sklavin im Westgothengesetz 1160. Geijer, Gesch. Schwedens I. S. 287.

Verderben entzogen hatten: Pferde und Vieh, unterstützte sie darin wirksam.

Heinrich von Lettland berichtet häufig von der großen Menge der den Kreuzfahrern als Beute anheimgefallenen Pferde und Viehheerden; so werden z. B. 1209 in Sontagana 4000 Ochsen und Rühle, ferner Pferde und Kleinvieh ohne Zahl erbeutet, dergleichen in Harrien unzählige Kinder und Schafe; 1211 fielen den Deutschen bei Thoreida an 2000 Pferde des ehestnischen Heeres in die Hände, eine gleiche Anzahl 1217 in Saccala.<sup>1)</sup> Auch sonst wird betont, daß die Beute an Vieh und Pferden in den ehestnischen Landschaften sehr bedeutend war.

Von Hausthieren werden, außer dem Pferde und Rinde, Schafe, Ziegen und Hunde erwähnt<sup>2)</sup>, dagegen erfahren wir nichts von Schweinen und Geflügel. Es ist jedoch anzunehmen, daß den Eingeborenen das Schwein und vom Geflügel jedenfalls das Huhn, vielleicht auch die Gans bekannt war<sup>3)</sup>. In einer Urkunde von 1242 werden Zinshühner der Dörptschen Ehsten erwähnt<sup>4)</sup>.

An eine zielbewußte Züchtung des Rindviehs haben wir nicht zu denken; eine solche hat in den Dniebeprovinsen überhaupt erst in moderner Zeit begonnen. Vielleicht haben solche Stämme, welche meist zu Pferde ins Feld zogen, wie die Lithauer, Zerwier, Wierländer und Deseler, einige Sorgfalt auf die Aufzucht guter Pferde verwandt<sup>5)</sup>. Im Allgemeinen muß im Auge behalten werden, daß, entsprechend den rohen wirtschaftlichen Vorstellungen jener Zeiten, ein größeres Gewicht auf Quantität als Qualität der Nutzhire gelegt wurde.

1) Chron. Liv. 14, 10 20, 2 21, 3 30, 5 2c.

2) Ebendaß. 16, 4.

3) Ahlqvist, Kulturwörter. SS. 17 ff. 20 f. aber S. 22 Ann.! Das Schwein ist eins der ältesten und beliebtesten Hausthiere Mitteleuropas. Vgl. K. Lamprecht, Wirtschaft und Recht der Franken zur Zeit der Volksrechte. — Histor. Taschenbuch ed. W. Maurenbrecher. Leipzig 1883. S. 54 f. Ebenso die Gans. Vgl. Hehn, Kulturpflanzen. S. 323 f. Nach Plinius wurden in Italien Gänsefедern aus Deutschland eingeführt. Vgl. Meitzen, Boden l. Berlin 1868. S. 344.

4) z. U. B. l. 173.

5) Vgl. oben S. 239. 1224 schickten die Wierländer und Zerwier den Deutschen „equos et munera“ Heinr. Chron. Liv. 28, 7.

Von besonderen Viehweiden ist nicht die Rede. Es herrschte die sog. wilde Weide, wie das ja bis auf unsere Tage geblieben ist. Pferde und Vieh weideten meist ohne Hirten, wo sie wollten, hauptsächlich wohl auf den durch Raubbau gewonnenen Buschländereien und überhaupt im Walde. An eine Beschränkung des Weideganges dachte man das ganze Mittelalter hindurch nicht, höchstens wurden die jungen Saaten durch Zäune geschützt. Ebensovwenig fand eine Pflege der natürlichen Wald- und Flußwiesen statt, obgleich die Heugewinnung bei den langen Wintern für den zahlreichen Viehstand von großer Bedeutung sein mußte. Auch die Wiesen galten, wie alles übrige Land mit Ausnahme der ungemähten Acker, als offenes Weidegebiet; noch in unserem Jahrhunderte ließ man die Wiesen hier zu Lande absichtlich abweiden, „damit das Moos durchgetreten werde“<sup>1)</sup>.

Sehr alt und beliebt, wie bei sämtlichen Völkern des Nordens, war die Bienenzucht.

Heinrich berichtet uns von den Bienenbäumen des Caupo, welche die Liven zerbrochen hatten (10, 10), ferner über einen Aufruhr der Letten von Rutine 1212 wegen Acker und Bienenbäumen (16, 3, 6). In späteren Urkunden finden wir unzählige Zeugnisse über die sehr ausgebreitete Bienenzucht der Eingeborenen. Stets ist von Bienenbäumen die Rede; die Bienen wurden also im Walde in hohlen Bäumen gehalten. Diese waren im Gegensatz zum Walde selbst, der Jedermann gehörte, Privateigenthum. In späteren Zeiten wurden sie ausdrücklich als solches anerkannt und vererbt<sup>2)</sup>. Noch jetzt finden wir nicht selten in laubwaldreichen Gegenden Spuren solcher urwüchsigen Bienenzucht.

Die Produkte der Bienenzucht: Honig und Wachs, waren für die Eingeborenen von besonderer Bedeutung, denn sie stellten nicht nur einen Gebrauchswerth, sondern auch einen Tauschwerth, einen Handelsartikel dar.

Daß die Liven den Honig zur Bereitung von Meth gebrauchten, geht aus Heinrichs Chronik hervor<sup>3)</sup>. Ob die Eingeborenen noch

<sup>1)</sup> Hueck, Landwirtschaftl. S. 92.

<sup>2)</sup> Livl. U. B. I, 477. II 683, 894. VI 2760. Vgl. Koskinnen, Finn. Gesch. S. 16.

<sup>3)</sup> 2, 8. Vgl. 9, 1 und Hehn, Kulturpflanzen. S. 136 f.

andere berauschende Getränke gekannt haben, können wir unseren Quellen nicht entnehmen. Wulfstan berichtet, daß die Nisten Meth und gegorene Stutenmilch getrunken, Bier aber nicht gekannt hätten. Dagegen versichert Ahlqvist, daß die Finnen seit Urzeiten ein aus Malz ohne Hopfenzusatz gebrautes Bier kannten; auch giebt es genuine estnische und livische Benennungen für Malz und Dünnbier, dagegen ist der lithauisch-lettische Name für Bier alus dem Altnordischen entnommen, wie auch der gewöhnliche finnische Name olut<sup>1)</sup>. Vom Gebrauche der den meisten Nomadenvölkern eigenthümlichen Stutenmilch finden wir bei den Eingeborenen keine Spuren.

Neben Ackerbau und Viehzucht spielten Jagd und Fischerei eine große Rolle.

Die mächtigen Wälder und Moräste, die das ganze Land bedeckten, nur unterbrochen von den inselgleichen Siedelungen, bargen einen reichen Wildstand: Bär, Wolf, Luchs und Fuchs lieferten warmes Gewand, der mächtige Elch unübertreffliches Leder<sup>2)</sup>, Eichhorn, Marder, Fischotter und Viber ihr wundervolles Pelzwerk, den von Russen und Nordmännern eifrig gesuchten Handelsartikel, den wichtigsten Tauschwerth, das Geld der Eingeborenen. Auch für die Nahrung war die Jagd von Bedeutung, wenn auch nicht in so hervorragendem Maaße wie die Fischerei an der langgestreckten buchten- und inselreichen Meeresküste, in den unzähligen Seen und Flüssen des Inlandes.

Dem Häring und dessen Vettern, den an der livländischen Küste besonders heimischen Strömlingsarten, dem Lachs und dessen Familie, sowie den unzähligen übrigen Fischgattungen wurde eifrig mit Netz und Angel, mit Fischwehre und Segkorb nachgestellt<sup>3)</sup>.

Wir kommen nun zu der Frage, wie weit von einem Handel der Eingeborenen im 13. Jahrhunderte die Rede sein kann. Diese Frage hängt mit einer andern, in der Einleitung erörterten, zusammen, welcher Art nämlich die Beziehungen der Nordmänner

1) Ebendaf. S. 133 f. Ahlqvist, Kulturwörter. S. 50 f.

2) Die Kunst Felle zu bereiten und zu färben, ist von Alters den Finnen bekannt. Vgl. Ahlqvist, kult. S. 98 f. Vgl. auch L. II. B. I, 603.

3) Vgl. Urkunde von 1259 (Transsumpt v. 1336, Sept. 7). Mittheil. a. d. livl. Gesch. XIII. S. 20 f.

zu den Bewohnern der ostbaltischen Küsten waren, ob bloß kriegerischer oder auch wirthschaftlicher Natur. Wir haben diese Frage offen gelassen. Eine Thatsache ist, daß es Gegenstände bei den Eingeborenen Alt-Livlands gab, die ihren Nachbarn begehrenswerth erschienen und welche diese auf die eine oder andere Weise zu erlangen suchten. Die gewöhnliche Art solcher Versuche bestand, wie wir gesehen haben, in räuberischen Ueberfällen. Diese konnten zu vorübergehender oder dauernder Abhängigkeit eines Stammes führen, welche sich in Tributpflichtigkeit d. h. in regelmäßiger Lieferung der begehrenswerthen Gegenstände äußerte.

Die Gegenstände des Tributes waren daher auch zugleich Handelsartikel, sie wurden gegen andere Waaren eingetauscht. An einen Handel im gewöhnlichen Sinne haben wir keinesfalls zu denken, sondern nur an Tauschhandel.

Die gewöhnlichsten Tributgegenstände und Handelsartikel waren Honig und Wachs, sowie die auf der Jagd erbeuteten Felle wilder Thiere. Wir haben oben das Pelzwerk als Geld der Eingeborenen bezeichnet. In der That ist das Wort Geld sowohl bei den Finnen als den Letten von finnischen Bezeichnungen für Fell und Pelz abzuleiten<sup>1)</sup>. Heinrich von Lettland nennt das als Geld gebrauchte Pelzwerk *nagatae*, er spricht von *marcae nagatarum*. Die technische Bezeichnung *nagatae* ist auch bei russischen Chronisten zu finden, sie stammt vom livischen *nagad* = Felle; ihr ganz analog ist der russische Begriff *Kuny* (куны) gedacht, der eigentlich Marder und übertragen Geld bedeutet<sup>2)</sup>.

Ferner erwähnt Heinrich einer zweiten Geldsorte, welche wie die *Nagaten* den livländischen Eingeborenen eigenthümlich ist, nämlich der *Oseringe*.

<sup>1)</sup> Im Finnischen und Estnischen heißt Geld *raha*, was ursprünglich Fell des Waldthieres bedeutet. Ahlqvist, Kult. S. 189 f. Koskinnen, Finn. Gesch. S. 17. Im Lettischen heißt Geld *nauda*, welches Wort auch im Estnischen vorkommt (*Kalewipoeg*, II, 782) und von *nahk*, Plur. *nahad*, livisch: *nag*, *nagad* = Fell stammt. Vgl. Ahlqvist, Kult. S. 98 und Pabst, Heinrich v. L. S. 123, Anm. 6.

<sup>2)</sup> Heimr. Chron. Liv. 14, 2 15, 8. Vgl. F. J. Wiedemann, Joh. N. Sjögrens Livische Grammatik. Petersburg 1861. Einl. S. LXV. Koskinnen, Finn. Gesch. S. 627. Löwis, Eichen, S. 66. Ferner: Mittheil. a. d. livl. Gesch. III, S. 142.

Von den Dseringen wissen wir nur, daß sie Silber waren, wahrscheinlich ein vielgebrauchter Schmuckgegenstand, vielleicht Brustspange oder Hemdschnalle. Ihr Werth wird von Heinrich einer halben Mark Silbers, also gegen 8 Loth reinen Silbers gleichgesetzt<sup>1)</sup>. Der Dsering wäre also etwas der alten Griwna der Russen Analoges, welche ebenfalls ursprünglich einen Schmuck, wahrscheinlich einen mit Münzen behangenen Halschmuck bedeutete<sup>2)</sup>.

Beide Geldsorten, Nagaten und Dseringe, sind kulturhistorisch äußerst interessant. Wir finden in ihnen typische Geldformen einer gewissen Kulturstufe: den hervorragendsten Gegenstand des Austausches mit fremden Völkern und einen Gegenstand, welcher einen wichtigen Theil des beweglichen veräußerlichen Besitzthums bildet. Der Dsering entspricht schon einer weiteren Entwicklung des Geldverkehrs als die Nagate, da er durch seinen Metallgehalt einen stabileren Werth darstellt als Pelzwerk. Wir finden ihn daher in Livland das ganze Mittelalter hindurch, am Längsten in Kurland, wo er noch in einer Bauerverordnung des Meisters Freitag v. Loringhof 1492 vorkommt<sup>3)</sup>.

Da wir keine geprägte Münze kennen, die Dsering genannt wird, so müssen wir annehmen, daß damit stets ungeprägtes Silber, wahrscheinlich Schmuck, im Gewichte von 8 Loth gemeint ist.

Im Lande selbst gab es keine Bergwerke, in denen Metalle gewonnen werden konnten, sie mußten also auf dem Wege des Verkehrs eingeführt oder durch Seeräub erworben werden. Zahlreiche Gräberfunde haben Münzen der verschiedensten Nationen zu Tage gefördert, neben römischen, kufischen, byzantinischen, angelsächsischen,

<sup>1)</sup> Chron. Liv. 16, 4. Die Etymologie des Wortes Dsering ist kontrovers. Vgl. Script. rer. Liv. 1, S. 174. Pabst, Heinec. v. L. S. 177, Ann. 25. Sitzungsber. d. Ges. f. Gesch. 1886. SS. 11 und 28.

<sup>2)</sup> J. Kruse, Necrolivonia oder Alterthümer Liv-, Esth- und Curlands etc. Dorpat 1842. Beilage E. S. 17.

<sup>3)</sup> Livl. u. B. 1, 169, 536, 603. II 803. VII 229 und 230. Urf. des Meisters Johann Freitag von dem Loringhove d. d. Wenden 12. Nov. 1492. Reichs Arch. Stockholm. Liv. Conv. 10. Vgl. C. Schirren, Verzeichniß der livl. Urf. in schwed. Arch. Nr. 218. Die noch ungedruckte Urf. verdankt Verf. der Liebenswürdigkeit des Herrn C. Stavenhagen. Dseringe kommen auch vor im Kalenwipöög VI 367 und im sog. kur. Bauer-Recht, abgedruckt in J. G. v. Bunge, Beiträge zur Kunde der liv-, esth- und kurländ. Rechtsquellen. Riga 1832.

skandinavische und deutsche, dem Alter nach einen großen Zeitraum umfassend, die jüngsten aus einer Epoche, welche mit der deutschen Eroberung zusammenfällt.

Der Reichthum an Edelmetallen scheint nach unseren Quellen sehr bedeutend gewesen zu sein. Die Summen, welche der Chronist Heinrich als Tribut, Strafzahlungen oder Beute anführt<sup>1)</sup>, rufen durch ihre Höhe unser gerechtes Erstaunen hervor. Den aufständischen Na-Liven wird 1212 eine „mäßige“ Geldstrafe von 100 Dseringen oder 50 Mark Silber auferlegt; der gemarterte Talibald verräth den Chjten einen Theil seines Vaarvermögens: 50 Dseringe, also 25 Mark; die Söhne des Talibald erbeuten in drei Tagen in Kotalien (Wiek) allein an Silber drei livische Talente, was nach den Berechnungen Karamsins 180 russische Pfund, nach denen Kruses sogar 204 Pfund, zum mindesten aber, wenn man das livische Talent mit dem Ließpfund identifizirt, 60 Pfund wären<sup>2)</sup>. Bedenken wir nun, daß außer den Söhnen Talibalds das übrige 6000 Mann starke Heer gewiß auch nicht unbedeutende Beute an Edelmetall gemacht haben wird, so können wir eine Vorstellung von dem Reichthum der Chjten in der Wiek gewinnen. Von vielen sonstigen Beispielen sei dann noch angeführt, daß die Lithauer als Lösegeld für den Häuptling Lengewin 500 Dseringe, also 125 Pfund Silber zahlten<sup>3)</sup> und daß das Strafgeld der Eingeborenen für versagte Heeresfolge von den Kreuzfahrern 1207 auf 3 Mark, also anderthalb Pfund Silber, pro Kopf festgesetzt wurde<sup>4)</sup>.

Bringen wir die Zeugnisse unserer Chronisten mit der Thatsache in Zusammenhang, daß sich in den Gräbern der baltischen Indigenen sehr häufig Münzen und Schmuckgegenstände finden, so ist unsere Annahme von dem Reichthum der Eingeborenen an Edelmetall gewiß berechtigt.

<sup>1)</sup> Chron. Lyv. 16, 4 19, 3 18, 5. Vgl. 14, 2 15, 8 27, 3.

<sup>2)</sup> Vgl. Karamsin, Russ. Gesch. III, S. 102. F. Kruse, Ueber die Burg Soontagana u. Verh. d. gel. Chjtn. Ges. III, 1.

Pabst, Heinr. v. L. S. 74, Anm. 16 und S. 192, Anm. 17 meint nach Arndt, Livl. Gesch. II S. 177, Anm. daß unter einem livischen Talent ein Lpfd. (= 20 Pfd.) zu verstehen sei. Derselben Meinung ist Ahlqvist, Kulturwörter, S. 202.

<sup>3)</sup> Livl. Reichschron. B. 3072.

<sup>4)</sup> Heinr. Chron. Lyv. 11, 5.

Wie weit ihre Fertigkeit ging, das geraubte oder eingetauschte Rohmetall künstlerisch zu behandeln, kann an dieser Stelle nicht entschieden werden. Es ist eine der Aufgaben der prähistorischen Forschung durch Vergleichung der Funde festzustellen, ob es ein autochthones Kunstgewerbe gegeben hat. Da ein sehr großer Theil der bisher gefundenen Gegenstände unstreitig in fertiger Form von fremden Nationen geraubt oder erhandelt ist, so wird eine Bestimmung der einheimischen Erzeugnisse nicht leicht sein. Wenn wir überdies noch in Betracht ziehen, daß die Siedlungs-Gebiete und Perioden der germanischen, litoslavischen und finnischen Nationen wissenschaftlich keineswegs ganz feststehen, so kann vor übereilten Schlüssen und haltlosen Hypothesen nicht genug gewarnt werden<sup>1)</sup>.

Was hier von den Edelmetallen gesagt worden ist, muß auch auf die gewöhnlichen Metalle, vor Allem das Eisen, ausgedehnt werden. Wir wissen, daß die finnischen Völker seit Alters die Gewinnung des Sumpfs- oder Raseneisens verstanden, und daß sie in der Bearbeitung desselben eine hohe Geschicklichkeit erlangt hatten<sup>2)</sup>. Sie waren wegen ihrer Schmiedekunst bei allen nordischen Völkern berühmt: finnische Schwerter werden in den isländischen Sagen häufig erwähnt; der berühmteste Schmied der Edda ist ein finnischer Königssohn. In der finnischen Sage selbst spielt die Schmiedekunst eine große Rolle: eine alte Rune singt von der Geburt des Eisens aus Sümpfen und Seen<sup>3)</sup>, der vergötterte Heroe Ilmarinen der Kalevala war ein Schmied.

Die Esten und Liven aber scheinen die Kunst der Eisengewinnung nicht in ihre neuen Sige an der baltischen Küste mitgebracht zu haben. Die Namen für Schmied, Schmiede und Schmiedegeräthe haben sie zum größten Theil von ihren lettischen Nachbarn übernommen<sup>4)</sup>. Bezeichnend ist auch, daß der estnische Nationalheros Kalewipoëg sich sein Schwert in Finnland schmieden

1) Vgl. J. Birgensohn, Bemerkungen über die Erforschung der livländ. Vorgeschichte. Riga 1885. S. 15 f.

2) Vgl. Ahlqvist, Kulturwörter, S. 56 ff. Geijer, Gesch. Schwedens I, S. 95. J. Sjögren, Gesammelte Schriften I. Petersburg u. Leipzig 1861. SS. 629, 631, 637.

3) Kalevala IX. B. 27—106.

4) Ahlqvist, Kulturwörter, S. 58 ff.

läßt. Wir müssen also annehmen, daß die Eingeborenen das Eisen, welches sie für Geräthe des täglichen Gebrauchs und besonders für ihre Waffen benötigten, ebenfalls aus der Fremde und zwar hauptsächlich durch Raub bezogen haben.

Gegenstände der friedlichen Einfuhr waren, wie aus einer Stelle in Heinrichs Chronik geschlossen werden kann, das durch Seeraub nur sehr schwer zu erlangende Salz und gothländischer Wadmal, ein fester dunkeler Wollenstoff, der im Großen und Ganzen in dem heutigen, denselben Namen führenden, Wollenzeuge der Letten und Esten wiederzufinden ist<sup>1)</sup>. Man könnte nun aus dem Bedürfnisse nach fremdländischen Wollenstoffen den Schluß ziehen, daß die Eingeborenen — wenigstens die finnischen Völker — die Behandlung der Wolle noch nicht kannten. In der That waren die ältesten Stoffe der Finnen ein Gewebe aus Nesselfäden und der bei allen mongolischen Hirtenvölkern gebräuchliche Filz aus Kuh- oder Pferdehaaren; die Behandlung der Schafwolle kam erst viel später auf, die Werkzeuge dazu: Scheere und Krage sind im Livischen und Estnischen dem Deutschen entlehnt<sup>2)</sup>. Dagegen kann aber angeführt werden, daß die älteste Wollgewinnung durch Ausrupfen nicht durch Scheeren vor sich ging, ferner daß die Kalevala (23. B. 388 ff.) das Weben der Schafwolle kennt. Die Frage muß also offen bleiben.

Heinrich von Lettland erzählt (27, 6), daß die unterjochten Harrier im Winter 1223 den Kreuzfahrern Tribut und unzählige „waypas“ schickten. Das estnische Wort vaip bedeutet Decke, Umfchlagetuch und ist dem Altnordischen entlehnt, wo veipa eine Decke aus grober Wolle oder Kuhhaar bedeutet<sup>3)</sup>; es ist nicht unwahrscheinlich, daß bei Heinrich darunter die altfinnischen Filzdecken verstanden sind, welche den Deutschen auf dem Winterfeldzuge die besten Dienste leisten mußten; wären es gewöhnliche Wolldecken gewesen, so hätte der Chronist kaum die autochthone Bezeichnung gebraucht.

<sup>1)</sup> Chron. Liv. 1, 11. Vgl. Pabst, Heinr. v. L. S. 9. Ahlqvist, Kulturwörter S. 88.

<sup>2)</sup> Vgl. Ahlqvist, Kulturwörter, S. 80 f. 84, 266.

<sup>3)</sup> Ebendaj. S. 155. Das Wort findet sich auch Livl. II. B. I 603.

Ein weiterer Handelsartikel, den Heinrich ausdrücklich bezeugt<sup>1)</sup>, waren Sklaven.

Es ist oben wiederholt geschildert worden, wie auf den Raubzügen der Eingeborenen die Männer meist niedergemacht, die Weiber und Kinder aber in die Gefangenschaft geführt wurden. Offenbar scheute man sich davor, allzuviel männliche Sklaven zu halten, da sie bei der häufigen Abwesenheit aller kriegstüchtigen Männer leicht gefährlich werden konnten. Die Sklaven und besonders Sklavinnen wurden theils verkauft, theils in der Wirthschaft als Hausklaven verwandt.

Bis zur Einführung des Christenthums ist das Institut der Sklaverei in allen Küstenländern der Ostsee und in Rußland allgemein verbreitet<sup>2)</sup>. Später wurde der Menschenhandel als unvereinbar mit den Grundideen des Christenthums eingeschränkt, wenigstens soweit er Christen betraf, während Heiden nach der Anschauung des Mittelalters in dieser Hinsicht nicht als Menschen betrachtet wurden. In anderer Stelle soll gezeigt werden, daß der Handel mit Kriegsgefangenen und die damit verbundene Sklaverei bis gegen Ausgang des Mittelalters in unserer Heimath angetroffen wird und eigentlich nur aufhört, weil es keine Heiden giebt, die bekriegt werden können.

Die Handelsartikel der Eingeborenen bestanden also in Honig, Wachs, Pelzwerk und vielleicht gegorbenen Häuten als Export, in Edelmetall, Eisen, Salz und Badmal als Import. Dazu kam der Handel mit Kriegsgefangenen. Der Handel kann beim Mangel von Städten, also größeren Verkehrszentren, sowie jeder Organisation nur sehr geringfügig gewesen sein. Es war ein Tauschhandel ohne jeden Markt, wie er bei unzivilisirten Völkern üblich ist; Begierde und Zufall bestimmten die Preise. Meist aber wurden sowohl Einfuhr- wie Ausfuhr-Artikel ohne jede andere Gegenleistung als Waare und Rauch verkehrst.

<sup>1)</sup> Chron. Liv. 30, 1.

<sup>2)</sup> Vgl. Geijer, Gesch. Schwedens I. SS. 106, 109, 157. Karamjin, Gesch. Rußlands I. SS. 113, 124, 196. II S. 46. Nach Nestors Chronik wurden schon Anno 969 vom Großfürsten Swjätoslaw Pelzwerk, Wachs, Honig und Sklaven als Gegenstände der russischen Ausfuhr bezeichnet. Vgl. Löwis Eichen S. 50. Vgl. ebendaf. S. 78 f.

## VII.

Der schwierigste Theil unserer Untersuchungen über die vordeutsche Kultur der Eingeborenen ist unstreitig derjenige, welcher sich mit Religion und Ethik derselben befaßt. Denn hier bewegt sich der Historiker noch mehr als sonst auf gleichsam schwankendem Boden. Er kann nicht unternehmen, eine vollständige Mythologie aufzustellen; dazu gehören weit tiefergehende Studien, die in das Gebiet der vergleichenden Völker- und Sprachkunde fallen. Auch darf er die Gefahren derartiger, meist retrospektiver Forschungen nicht gering anschlagen. Thatfachen im Sinne historischer Wahrheit lassen sich auf diesem Gebiete nicht leicht feststellen, denn es ist unendlich schwer, ja oft unmöglich, die ursprünglichen religiösen und ethischen Vorstellungen von späteren fremden, sowohl heidnischen als christlichen Einflüssen zu reinigen. Es laufen bei alledem mehr Hypothesen unter, als ein Historiker verantworten darf; zudem können sich selbst die Mythologen von Fach in sehr vielen Fragen nicht einigen.

Daher bleibt dem Historiker nur übrig, sich mit den wenigen nackten Thatfachen zu begnügen, welche ihm die geschichtlichen Quellen bieten, wodurch seine Darstellung karger und nüchterner wird, als es ein Stoff von so allgemein menschlichem Interesse verdiente.

Das Gebiet der religiösen Vorstellungen ist seit uralten Zeiten ein beliebter Dummelplatz für die Phantasie der Chronisten und Reisenden gewesen. So können wir von den märchenhaften Berichten eines Wulfstan und Adam von Bremen abschn. Letzterer erzählt, daß die Nestier Drachen und Vögel angebetet hätten.

Chronisten des 16. Jahrhunderts: Erasmus Stella, Simon Grunau und nach ihnen Lukas David haben auf Grund der spärlichen Berichte des Peter von Dusburg für die alten Preußen eine komplizirte Religion erfunden. Mit Zuhilfenahme freier Phantasie haben sie einen ganz ausgebildeten Kultus mit einer Göttertrias, unzähligen Nebengöttern und einem hierarchischen Priesterthum zu Stande gebracht<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Vgl. G. Bertholz, Ueber lettisch-litauische Urgeschichte. (ed. H. Diederichs) Baltische Monatschrift Bd. 33 Heft 7. 1886.

Bis in die neueste Zeit sind diese Fälschungen geglaubt worden; bedeutende Historiker, wie z. B. Johannes Voigt<sup>1)</sup>, haben sie auf Treu und Glauben angenommen.

Es lag nahe, Religion und Kultus der alten Preußen auf die stammverwandten Letten zu übertragen. Das ist im vorigen Jahrhunderte mehrfach geschehen. Männer vom Schlage eines Merkel<sup>2)</sup> haben solche Fälschungen, als ihren Zwecken entsprechend, wiederholt und erweitert. So ist es gekommen, daß heutzutage die sogenannten gebildeten Letten glauben, ihre heidnischen Vorfahren hätten der Göttertrias Perkunos, Potrimpos und Pikelos geopfert, ehrwürdige Waidelotten hätten im Dunkel der heiligen Haine mythische Handlungen vorgenommen, Widemut der „Moses der Letten“ hätte Worte des Lebens verkündet und Anderes mehr.

Thatsache ist, daß wir von den Religionsvorstellungen der alten Letten so gut wie Nichts wissen. Das phantastische Gebäude, welches schriftstellerische und nationale Eitelkeit errichtet hat, fällt in sich selbst zusammen.

Untersuchen wir nun, was der historischen Kritik Stand hält.

Wir können wohl annehmen, daß die ganze lithauisch-lettsche Völkerfamilie dieselben Grundzüge religiöser Vorstellungen gehabt hat. Dusburg sagt von den heidnischen Preußen: „Die Preußen hatten keine Kenntniß von Gott. Weil sie einfältig waren, konnten sie ihn nicht mit der Vernunft erfassen und weil sie keine Buchstaben hatten, konnten sie ihn auch nicht in Schriften erschauen — — — darum verehrten sie in ihrem Irrthum jede Kreatur als Gott: Sonne, Mond und Sterne, Donner, Vögel, vierfüßige Thiere, selbst die Kröte. Sie hatten auch heilige Haine, Felder und Gewässer, in denen sie nicht wagten, Holz zu fällen, zu ackern oder zu fischen.“ Es ist also ein Natur- und Elementardienst, welchem die Preußen ergeben waren. Die Namen von Gottheiten führt Dusburg nicht an; daß die einzelnen Naturgewalten in Gottheiten verkörpert, wenn auch nicht vergeistigt, gedacht wurden, ist anzunehmen. Aus einer Urkunde von 1249

1) Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten ec. I Cap. 9.

2) Vgl. dessen „Die Vorzeit Livlands.“ Berlin 1789.

erfahren wir vom Dienste eines Gözen Kirche, der ein Gott des Feldbaues gewesen zu sein scheint. Die Namen der Götter Patollus und Natrimpe erscheinen erst im 15. Jahrhunderte <sup>1)</sup>.

Die Nachrichten über die Religion der alten Letten sind noch spärlicher. Der Chronist Heinrich, den man selbst für einen Letten gehalten hat, berichtet uns nicht das Geringste darüber. Er erzählt nur, daß Semgallen und Letten durch das Loos den Willen ihrer Götter erforscht hätten <sup>2)</sup>. Merkwürdiger Weise holten die Lettgallen den Rath und die Einwilligung ihrer Götter ein zum Uebertritt zur christlichen Religion, wobei sie ihnen bloß freistellten, sich für den römischen oder griechischen Glauben zu entscheiden. Die Heimchronik spricht ebenfalls nur ganz allgemein von dem Heidenthume und den falschen Göttern der Letten und ihrer Stammesgenossen; bloß einmal erwähnt sie des Perkun als Abgottes der Lithauer <sup>3)</sup>.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß auch die Lithauer und Letten gleich den Preußen, entsprechend ihren bäuerlichen Lebensgewohnheiten und Anschauungen, einem einfachen Naturendienste gehuldigt haben werden. Berichte Geistlicher aus dem 16. und 17. Jahrhunderte über die Reste des Heidenthumes unter den Letten weisen deutlich darauf hin. So sagt Salomon Henning (1589) „Vorzeiten sich dieses undeutsche Volk, wie auch noch wohl einestheils heimlich, großer Abgöttereı gebrauchet, die Sonne, Stern, Mond, Feuer, Wasser, Ströme und schier alle Kreaturen angebetet.“ Auch der Verehrung „böser Kröten“ als Milchspenderinnen erwähnt Henning <sup>4)</sup>. Aehnliches erzählt uns Paulus Einhorn (1636 und 1649). Die Letten hätten Sonne, Mond, Donner, Bliß und Winde verehrt, daneben hätten sie Natur-

<sup>1)</sup> Vgl. Lohmeyer, Gesch. v. Ost- und Westpreußen. S. 26 ff.

<sup>2)</sup> Chron. Liv. 11, 7 12, 2.

<sup>3)</sup> B. 1436.

<sup>4)</sup> S. Henning. Wahrhaftiger Bericht, wie es bisher — in Religions-sachen im Fürstenthumb Churland — ist gehalten worden. Rostock 1589 S. 8. Vgl. Th. Kallmeyer, Die Begründung der evang.-luth. Kirche in Kurland u. Mittheil. a. d. livl. Gesch. VI. S. 80.

Götter gehabt; er spricht von Müttern und Göttinnen des Meeres, des Ackers, der Wälder, Wege, Gärten<sup>1)</sup>.

Dem Elementar- und Naturdienste entsprechend, fand die Götterverehrung im Freien statt, meist wohl im Walde. Wir finden in mittelalterlichen Urkunden mehrfach heilige Haine und Wälder auf lettischem Siedlungsgebiete<sup>2)</sup>. Noch bis in das 17. Jahrhundert haben sich Spuren heidnischer Opferfeste erhalten, so berichtet uns Einhorn, daß die Letten zur Zeit der Pest 1602 und 1625 ihren Göttern Vieh geopfert und dabei Trinkgelage abgehalten hätten.

Derartige Trinkgelage mit religiösem Charakter wurden wohl auch bei der Leichenbestattung gefeiert. Heinrich von Lettland befundet es von den Lithauern<sup>3)</sup>. Dieselbe Sitte findet sich, wie wir sehen werden, auch bei den finnischen Völkern. Die Form des Begräbnißes bei den alten Letten ist uns nicht überliefert worden. Die alten Preußen pflegten ihre Todten wie die finnischen Völker zu verbrennen<sup>4)</sup>; auf lettischem Siedlungsboden haben sich aber bisher — meines Wissens — keine Brandgräber gefunden.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Letten an ein besseres Jenseits und ein Fortleben in demselben geglaubt haben. Die Preußen thaten es nach Dusburg; und Heinrich von Lettland giebt uns den Bericht eines in Lithauen gefangenen Priesters, der Augenzeuge davon war, wie sich 50 lithauische Weiber nach dem Tode ihrer Männer erhängten, „sintemal sie glauben, daß sie mit diesen bald in einem andern Leben wieder leben werden“<sup>5)</sup>.

Daß die Letten gleich den Esten und Liven ihren Göttern Menschen geopfert haben, wird nicht ausdrücklich berichtet, ist aber nach ihrem sonstigen Kulturzustande wahrscheinlich. Die Lithauer

1) P. Eichhorn, *Historia Lottica*, Dorpt in Liefland. 1649. Cap. III. Derselben „*Reformatio gentis Lotticae*“ etc. Riga 1636. Beide Schriften abgedruckt in *Script. rer. Liv.* II. 1848.

2) *Livl. U. B.* I 540. VI 2911; auch I 240 und 248, wo die heiligen Wälder aber wohl auf kurisch-finnischem Boden.

3) *Chron. Liv.* 17, 5.

4) Vgl. Lohmeyer, *Gesch. v. Preußen*. S. 32.

5) *Chron. Liv.* 9, 5. Ganz dasselbe berichtet schon Mauricius *Strategicus* von den Donau-Slaven. Vgl. Müllenhoff, *Deutsche Alterthumskunde* II. S. 36 f.

von Medienike verbrannt nach Dusburg (Cap. 331) noch 1320 den Vogt von Sambien, Gerhard Rude, indem sie ihn ihren Göttern opferten.

Ueber die sittlichen Vorstellungen der alten Letten erfahren wir aus unseren Quellen nur sehr wenig. Was über ihr Familienleben berichtet wird, stammt von Chronisten des 16. und 17. Jahrhunderts; Hiärn und Einhorn behaupten, daß die heidnischen Letten weder Polygamie noch Konkubinat gekannt hätten<sup>1)</sup>. Das ist nach der niedrigen Kulturstufe, auf der sie noch im 13. Jahrhunderte standen, nicht anzunehmen. Aus ihrer Poesie geht hervor, daß Raub- und Rauferei herrschten, wie bei den stammverwandten Preußen<sup>2)</sup>. Bei diesen war das Familienleben so wenig entwickelt, „daß Vater und Sohn sich aus dem gemeinsamen Vermögen eine gemeinsame Frau kauften.“

Wenn wir den Nationalcharakter der Letten beleuchten wollen, wie er den Deutschen im 13. Jahrhunderte erschien, haben wir den oft hervorgehobenen Unterschied zwischen den thatkräftigen und tapfern Niederletten und den Hochletten im Auge zu behalten, welche nach des Chronisten Ausdruck „demüthig und verachtet“ waren. Während die trotzigem Semgallen in erbitterten Kämpfen fast ein Jahrhundert hindurch ihre Unabhängigkeit zu wahren verstanden, unterwarfen sich die Lettgallen ohne Schwertstreich den Deutschen, in der richtigen Voraussetzung, daß sie in diesen einen starken Schutz gegen die Bedrückungen ihrer alten Feinde finden würden<sup>3)</sup>. Der Chronist Heinrich ist den Letten wegen ihrer Demuth und Unterwürfigkeit sehr wohlgesinnt, ihm erscheinen diese Nationalfehler als christliche Tugenden. Seine Vorliebe für die Letten geht so weit, daß sie seine sonst unparteiische Schilderung beeinflusst<sup>4)</sup>; wie wir ja überhaupt kein direktes Urtheil nur mit Vorbehalt aufnehmen müssen, denn er erscheint in seinen Ge-

1) Th. Hiärn, Ghist-, Lyf- und Lettländische Geschichte. S. 42. Monum. Livon. 1. Riga, 1855. P. Einhorn, Hist. Lett. Cap. XI.

2) Vgl. H. Winter, Ueber Hochzeitsbräuche der Letten. Verh. d. gel. Estn. Ges. XVI, 3, Dorpat 1894. S. 162 f. Lohmeyer, Gesch. v. Preußen. S. 36.

3) Vgl. Heinr. Chron. Liv. 11, 7 12, 6 auch 10, 3 13, 4 18, 3.

4) Chron. Liv. 14, 8 16, 4. Vgl. Hildebrand, Chron. Heinr. SS. 9 und 169. Pabst, Heinr. v. L. S. 175, Anm.

fühlen und Anschauungen stets als ein Kind seiner Zeit. Dagegen sprechen die Thatfachen, die Heinrich meist wahr und ungeschminkt mittheilt, eine deutliche Sprache. Die Vorwürfe der Treulosigkeit und Heimtücke, die der Chronist den übrigen Heiden oft macht, und die er als teuflische Verstocktheit und Arglist auffaßt, erspart er den Letten völlig. Der Grund ist sehr einfach. Die Letten hielten sich treu zu den Deutschen, nachdem sie einmal die Vortheile des christlichen Schutzes eingesehen hatten; nur ein einziges Mal erfahren wir von einem Konflikt zwischen den Letten von Kurland und den Ordensbrüdern von Wenden<sup>1)</sup>. In dem Heere der Kreuzfahrer finden wir das Aufgebot der Letten immer wieder, die grobe Arbeit den deutschen Kerntruppen überlassend, auf Flucht bedacht, sobald der Feind einen Vortheil erringt, anderenfalls zur Verfolgung und Plünderung des geschlagenen Feindes bereit<sup>2)</sup>. Der Kulturstufe aller Eingeborenen und dem ununterbrochenen Kriegszustand entsprach es, daß sie blutdürstig und grausam gegen ihre Feinde verfahren. Wenn Heinrich an einer Stelle die Liven und Letten grausamer nennt als andere Völker<sup>3)</sup>, so brauchen wir darauf kein besonderes Gewicht zu legen. Dasselbe sagt er an anderer Stelle von den Lithauern<sup>4)</sup>, und die Esten erscheinen uns in Nichts menschlicher.

Was endlich die geistige Bildung der Letten betrifft, so fehlt uns gleichfalls fast jeder Anhaltspunkt zur Kenntniß derselben. Von den vielen uns überkommenen Volksliedern wird gewiß manches in die heidnische Periode reichen; ein nationales Epos, wie die Esten, besitzen die Letten aber nicht. Die Kunst des Schreibens werden sie nicht geübt haben; vielleicht ist ihnen die Runenschrift nicht ganz unbekannt gewesen, wie Harder schon 1764 behauptet<sup>5)</sup>. Der Gebrauch von Kerbhölzern an Stelle von Schrift-

1) Chron. Liv. 16, 3 6.

2) Ebendaß. 14, 8 22, 3.

3) Ebendaß. 18, 5.

4) Ebendaß. 11, 5.

5) „Untersuchung des Gottesdienstes, der Wissenschaften u. d. d. alten Letten aus ihrer Sprache“ in Winklers Gelehrten Beiträgen zu den Nigischen Anzeigen aufs Jahr 1764. S. 54. Ueber rakstit vgl. auch Winter, Hochzeitsbräuche. S. 226 f.

stücken findet sich das ganze Mittelalter hindurch bis in die neueste Zeit; vermitteltst Kerbhölzer oder geknoteter Riemen haben nach Dusburg die alten Preußen ihre Zeitrechnung angestellt<sup>1)</sup>. Welcher Art die Kenntniß der Jahreszeiten und Monate sowie überhaupt der Zeitrechnung war, muß einer besonderen Untersuchung überlassen bleiben. Was Einhorn über die Monate der Letten sagt, kann auch einer späteren Kulturentwicklung angehören. Die Namen der Wochentage stammen jedenfalls aus später Zeit.

Wenden wir uns nun zu den finnischen Völkerschaften. Die ursprüngliche Religion der Finnen war das allen ural-altaiischen Völkern gemeinsame Schamanenthum<sup>2)</sup>. Die Westfinnen unterlagen aber in ihren neuen Sitzen an der Ostsee dem Einfluß der arischen Nachbarn soweit, daß sie nicht nur neue Benennungen, sondern auch neue Begriffe in ihre Religionsvorstellungen aufnahmen; es sei hier an die reiche ehstnische Sagenwelt, die poetische Schöpfungsgeschichte und den Kult des Allvaters Tارا erinnert. Es ist sogar behauptet worden, daß die heidnischen Ehsten Monotheisten gewesen seien<sup>3)</sup>; das ist aber nicht der Fall, wir finden in ihrer Religion sogar noch Spuren von Fetischismus.

Hier ist nicht der Ort, näher auf diese Fragen einzugehen, wir wollen uns auf eine Darstellung der religiösen Gebräuche beschränken, wie sie unsere historischen Quellen bieten.

Heinrich von Lettland spricht stets im Plural von Göttern der Ehsten, Liven und Kuren<sup>4)</sup>, doch nennt er uns auch einen Gott bei Namen: Tarapita oder Taraphita. Er erzählt, daß die Kreuzfahrer in Bierland einen schönbewaldeten Berg fanden, auf welchem nach Aussage der Eingeborenen der Gott der Dsilier Tarapita geboren sei (24, 5). Bei der Eroberung der Burg Mone (1227) rufen die Christen Jesum an, die Dsilier aber den

<sup>1)</sup> Vgl. Parrot a. a. O. S. 401.

<sup>2)</sup> Vgl. Ahlqvist, Kulturw., S. 244 ff. Chr. J. Peterson, Chr. G. Thomassons Finnische Mythologie a. d. Schwed. in J. H. Rosenplänters Beiträgen zur — Kenntniß der ehstn. Sprache. Pernau 1822. S. 14.

<sup>3)</sup> von Jählmann im Anhang zu Boecler, der — Ehsten abergläubische Gebräuche zc. Script. rer. Liv. II, S. 683. Vgl. das. ed. von J. M. Kreuzwald, Petersburg 1854. S. 98.

<sup>4)</sup> Vgl. auch d. livl. Reichronik. B. 1145 und 1277.

Tarapita. Schon der alte Kelch hat darauf aufmerksam gemacht, daß in dem Feldgeschrei der Deseler: Tarapita der Schlüssel zur Verstümmelung des Namens des Gottes zu suchen sei, denn awita heißt ehstnisch: hilf! Aus dem Rufe Tara awita! kann durch Mißverständnis leicht Taraphita oder Tarapita werden. Es ist also der Allvater Tara gemeint <sup>1)</sup>.

Nach dem Zeugnisse Heinrichs war aber dieser nicht der einzige Gott der Esten; er sagt ausdrücklich: die Priester vertrieben den Tarapita und die übrigen Götter der Heiden (30, 5). Auch dort, wo der Wald des Tarapita erwähnt wird, spricht Heinrich von den Bildern der Heidengötter (24, 5).

Der Kultus des Tara und wohl auch der übrigen Götter fand offenbar im Freien und zwar in heiligen Hainen statt, denn außer dem bewaldeten Berge des Tara in Wierland wird noch ein heiliger Wald bei Carethen in Terwen erwähnt; und ganz wie bei den lettischen Stämmen finden wir auch auf finnischem Siedelungsboden im späteren Mittelalter ja bis auf die neueste Zeit Spuren von Hain- und Baumkultus <sup>2)</sup>.

Ihre Götter haben sich die finnischen Völker materiell gedacht. Heinrich spricht von den „Bildern und Gleichnissen“ der Ehstengötter. Als die Christenpriester diese umhieben, wunderten sich die Heiden, daß kein Blut herausfloß (24, 5). Die Götzbilder waren wohl in die heiligen Bäume hineingeschnitten. In einem alten ehstnischen Volksliede, das vom Untergange des Heidenthumes handelt, findet sich der Stabreim: „tapper tabhas Tara tamme“, das Mordbeil verlegte Tara's Eiche <sup>3)</sup>. Wie einst Bonifaz die Sachsenreiche, so fällten nun die Sachsenpriester die Götterbäume

<sup>1)</sup> Heinr. Chron. Liv. 30, 4. Kelch, Ziefl. Historia 1695. S. 26. Welches Antheil die falsche Lesart Tharapilla (bei Gruber, Origines) gestiftet hat vgl. bei Parrot a. a. O. S. 313. Vgl. C. Dieckisch, Heinrichs v. Lettland Mittheilungen über das Heidenthum der Esten und Liven. Petersburg 1889. S. 9.

<sup>2)</sup> Heinr. Chron. Liv. 23, 9. Im Kataster der Diöcese Reval (c. 1240) wird ein heiliger Hain beim Dorfe Waerkaela angeführt. Vgl. G. v. Brewern, Der Liber census Daniae. Dorpat 1858. Ferner: F. Wiedemann, Aus dem innern und äußern Leben der Esten. Petersburg 1876. S. 413. Kreutzwald, Boecler. S. 9 und Dieckisch a. a. O.

<sup>3)</sup> Vgl. Jähsmann, Script. rer. Liv. II S. 683.

der Echten, und hier wie dort staunten die Heiden in abergläubischer Furcht ob des stummen Unterganges ihrer Idole.

Daß die Liven denselben oder einen ähnlichen Kultus hatten, geht aus mehreren Stellen bei Heinrich hervor<sup>1)</sup>; von den Kuren ist dasselbe anzunehmen, auch bei ihnen finden wir im Mittelalter heilige Wälder.

Den Göttern wurden Thiere und Menschen geopfert<sup>2)</sup>. Heinrich berichtet (15, 3), daß die Echten Kinder und anderes Vieh, und daß die Liven Hunde und Böcke ihren Göttern opferten (16, 4).

Menschenopfer werden ausdrücklich bezeugt<sup>3)</sup>; sogar einen Fall von Kanibalismus finden wir bei den Echten: die aufständischen Sakkalaner töteten 1223 den dänischen Vogt Hebbe und seine Begleiter, peinigten dieselben mit grausamer Marter, und rissen dem noch lebenden Vogt das Herz aus dem Leibe, brieten es am Feuer, vertheilten es unter sich und fraßen es, „damit sie stark würden wider die Christen“<sup>4)</sup>.

Von der Grausamkeit der Eingeborenen ist schon bei der Darstellung ihres Kriegswesens gehandelt worden. Martern der Kriegsgefangenen aller Art, theils als Folter um Geständnisse zu erpressen, theils als Form der Hinrichtung und Opferung waren im Gebrauche, wie wir das bei den meisten Völkern auf ähnlicher Kulturstufe finden.

Von den Götterorakeln ist gleichfalls die Rede gewesen. Die Götter wurden vor kriegerischen oder überhaupt wichtigeren Unternehmungen um ihren Rath, beziehungsweise um ihre Einwilligung befragt. Die Art der Befragung scheint verschieden gewesen zu sein. Der Chronist Heinrich spricht meist allgemein vom Befragen der Götter durch das Loos<sup>5)</sup>; an einer Stelle

<sup>1)</sup> Chron. Liv. 2, 8 10, 14.

<sup>2)</sup> Ueber Opfer und Opfersteine vgl. Kreutwald, Boecker. SS. 2 und 13. Wiedemann, Leben der Echten. S. 409 ff. 413 ff. Verhandl. d. gel. Estn. Ges. II, 3.

<sup>3)</sup> Heinr. Chron. Liv. 1, 10 9, 12 16, 7. Vgl. Siefiesch a. a. O. S. 24 und Peterjon a. a. O. S. 18. Falsche Angaben bei Zählmann a. a. O.

<sup>4)</sup> Heinr. Chron. Liv. 26, 6.

<sup>5)</sup> Ebendaß. 14, 5 20, 2 23, 9 Vgl. Heimchronik. B. 1680 ff. Auch die Skandinavier erforschten durchs Loos den Willen ihrer Götter. Vgl. Rimberti vita Ansharii. Cap. 30.

(15, 3) führt er dann die schon erwähnte Schlachtung der Opferthiere an; fallen diese beim tödtlichen Stieße nach rechts, so sind die Götter dem Unternehmen günstig gesinnt. Aber noch eine zweite Art Orakel finden wir sowohl bei den Liven als den Ehsten. Die Liven von Thoreida wollten den Missionär Theodorich ihren Göttern opfern; zuvor aber erforschen sie den Willen derselben; man setzt den Priester auf ein Ross und führt dieses über eine vorgehaltene Lanze; zweimal schreitet es mit dem rechten Fuße, dem Fuße des Lebens, über die Lanze und rettet so seinem Reiter das Leben<sup>1</sup>). Derartige Pferdeorakel finden sich auch bei andern Völkern, so bei den Wenden im nordöstlichen Deutschland<sup>2</sup>). Ein ähnlicher Vorgang, wie die Rettung des Theodorich, wird vom Chronisten aus dem Jahre 1223 berichtet. Der Priester Hartwich soll von Dorpater Ehsten geopfert werden; zuvor aber befragen die Heiden ihre Götter und setzen den Priester auf einen sehr fetten Ochsen, weil, wie sie in blutdürstiger Ironie sagten, der Priester ebenso fett sei. Der Vorgang mit der Lanze wird nicht erzählt, auch hier rettete das Orakel dem Priester das Leben<sup>3</sup>).

Dem Willen der Götter, welchen sie durch das Orakel kundgeben, wird aber nicht unbedingt gehorcht; so stürmen die Ehsten 1211 die Burg Gaupos, obgleich das Orakel dagegen war<sup>4</sup>).

Ueber das Wesen der Götter fehlen uns nähere Aufschlüsse. Die Reste des Heidenthumes, welche sich in abergläubischen Gebräuchen in späterer Zeit finden, deuten wie bei den lettischen Stämmen auf Elementar- und Naturdienst, so die Wald-, Baum- und Quellenverehrung, ferner Gottheiten, welche die Ehsten Waldesvater, Wasser-, Windes-, Nebelmutter nennen, doch alles dieses gehört bereits in das Gebiet der vergleichenden Mythologie.

Daß die finnischen Völkerschaften an ein Leben nach dem Tode geglaubt haben, ist aus den historischen Quellen nicht ersichtlich; aber vielleicht deutet der hartnäckige Widerstand gegen

<sup>1</sup>) Heinr. Chron. Liv. 1, 10. Von demselben Theodorich glaubten die Liven bei einer Sonnenfinsterniß, daß er die Sonne fräße. *ibid.* Vgl. Rabst. Heinr. v. L. S. 8. Harder a. a. O. S. 50.

<sup>2</sup>) Vgl. J. Grimm, Deutsche Mythologie. Ed. sec. S. 627 f.

<sup>3</sup>) Heinr. Chron. Liv. 26, 7.

<sup>4</sup>) Ebendaß. 15, 3.

das christliche Begräbniß, welcher uns sowohl in Heinrichs Chronik, als aus späteren Zeugnissen überall entgegentritt, darauf hin<sup>1)</sup>. Auch der Gebrauch der sog. Seelenspeisungen, gegen welche das Kirchenstatut von 1428 eifert, spricht für den Glauben an das Fortleben der Seele<sup>2)</sup>.

Die Form der Bestattung war bei Esten und Kuren Leichenverbrennung; das geht aus Heinrichs Berichten deutlich hervor<sup>3)</sup>; von den Liven wird nicht ausdrücklich gesagt, daß sie ihre Todten verbrannten, ist aber jedenfalls anzunehmen. Auf die Bestattung scheint Gewicht gelegt worden zu sein, denn die in einer Schlacht Gefallenen werden sorgfältig gesammelt, andererseits werden die Leichen der Christen auf die Felder geworfen, den Hunden zum Fraß<sup>4)</sup>. Auch der Umstand der sorgfältigen Todtenbestattung weist auf den Glauben an ein Jenseits. Die Leichenverbrennung fand in feierlicher Weise statt, unter lauten Wehklagen und Trinkgelagen.

Ob die oben in der Schilderung des Kriegswesens angeführten symbolischen Handlungen, wie das Treten der Schwerter, die Uebersendung des Speeres u. s. w. einen religiösen Hintergrund haben, bleibe dahingestellt, desgleichen, ob auf der großen Jahresversammlung in Raigale kulturelle Handlungen vorgenommen wurden.

Von berufsmäßigen Priestern erfahren wir aus unseren Quellen nichts.

Die sittlichen Vorstellungen der finnischen Völker werden ähnliche vielleicht noch niederigere gewesen sein, als die der Lithauer und Letten.

Von dem Familienleben meint Ahlqvist, daß sich ein solches in geordneter Weise bereits bei den Urfinnen annehmen lasse, da in verschiedenen finnischen Idiomen zahlreiche genuine Benennungen

<sup>1)</sup> Heinr. Chron. Liv. 2, 2 14, 10 26, 8. Kreuzwald, Voecler, SS. 6, 76 f. 146. Peterson, Thomasson. S. 18.

<sup>2)</sup> Livl. II. B. VII 690. Vgl. Einhorn, Hist. Lett. Cap. 13. Desjelsb. Reform. gent. Lett. Cap. 6 u. 7. J. Anclung, Baltische Kulturstudien. Dorpat 1885, S. 224 f.

<sup>3)</sup> Chron. Liv. 12, 6 14, 5 26, 8 (more paganorum pristino).

<sup>4)</sup> Ebendaß. 26, 5 6 7.

auf dem Gebiete der Familie nachzuweisen seien; die baltischen Finnen hätten dann Vieles von den lithauischen Völkern angenommen <sup>1)</sup>).

Volksliedern und Hochzeitsgebräuchen entnehmen wir, daß die Form der Ehe-schließung wie bei den Letten der Frauenkauf oder -raub war <sup>2)</sup>. Aus Heinrichs Chronik erfahren wir, daß bei den Esten Polygamie geherrscht habe <sup>3)</sup>. Von den Deselischen Seeräubern hätte Mancher sich aus den geraubten Skandinavierinnen zwei, drei oder mehr Frauen beigelegt. Es sei hier angedeutet, welchen Einfluß auf Wesen und Sitten eine solche Blutmischung haben mußte, zumal wenn sie, wie wir annehmen können, häufig vorkam.

Was den Nationalcharakter der finnischen Völker anbetrifft, so erscheint er allenthalben ausgeprägter und, man könnte sagen, männlicher als der der lettischen Völker. Vor Allem zeigt sich Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit. Gegen die Christianisirung wehren sich Kuren, Liven und Esten, besonders die Letzteren, mit aller Macht. Das Urtheil des Chronisten Heinrich ist in Folge dessen sehr abfällig, er nennt sie falsch, treulos und verstockt <sup>4)</sup>. In der Schlacht sind die Esten außerordentlich tapfer, gegen ihre Feinde von großer Grausamkeit; wie den meisten Völkern auf ihrer Kulturstufe ist ihnen jedes Mittel zur Vernichtung ihrer Feinde recht. Den deutschen Eroberern waren sie wegen ihres Troges und ihrer Blutgier, besonders aber wegen ihrer Tücke und bodenlosen Treulosigkeit verhaßt. Es hat Jahrhunderte gedauert und viel Blut gekostet, bis die Esten ihre trozigen Nacken unter das Joch des Christenthums beugten.

Ueber den Intellekt der finnischen Stämme können wir uns hier nicht verbreiten. Diese Frage wäre wohl einer näheren Untersuchung werth. Die Volkspoesie der Finnen hat wunderbar schöne Blüthen gezeitigt, sowohl auf dem Gebiete der Lyrik, als der Epik; es sei hier an die Heldengesänge der Kalevala und des

<sup>1)</sup> Kulturwörter, SS. 204 ff. 219.

<sup>2)</sup> Vgl. L. Schröder, Die Hochzeitsgebräuche der Esten. Verh. d. gef. Estn. Ges. XIII. Dorpat 1888. SS. 167 ff. 172 ff. 177.

<sup>3)</sup> Chron. Liv. 26, 8 30, 1.

<sup>4)</sup> Ebendaß. 2, 5 9, 12 10, 15 14, 5 (Liven) 19, 10 23, 2 24, 3 u. (Esten).

Kalewipoëg erinnert. Zwar haben wir auch auf diesen Gebieten eine starke germanische Beeinflussung vorauszusetzen, doch ist es unzweifelhaft, daß die finnische Klasse große künstlerische Begabung zeigt <sup>1)</sup>.

An Intelligenz aber scheinen die Letten den finnischen Stämmen überlegen, ihr Verstand ist beweglicher, leichter fassend, bildungsfähiger. Der Lette mit seinem biegsamen Charakter war den Einflüssen einer höheren Kultur weit leichter zugänglich als der starre Ehste.

So ist es gekommen, daß es den verachteten Letten in Livland und Kurland gelang, ihre finnischen Bedrücker in friedlichem Kulturkampfe zu schlagen, sie allmählich zu entnationalisiren, sie endlich fast ganz aufzusaugen.

Die finnischen Kuren in Kurland sind beinahe, die Liven in Livland ganz und gar aus der Geschichte geschwunden, sie sind Letten geworden.

Usta f von Fransehe.

---

<sup>1)</sup> Vgl. Ahlqvist, Kulturwörter, S. 263.

U n m. d. K e d. Vorliegende Abhandlung ist der einleitende Theil einer größeren Arbeit des Verf., welche demnächst in den Mittheilungen aus der livländ. Geschichte erscheinen soll.





## Politische Korrespondenz.

---

Seit dem Herbst vorigen Jahres habe ich über die Dinge in der Türkei Ihnen gegenüber schweigen können. In Armenien erlosch der Aufstand allmählich, die Kräfte hatten sich erschöpft, nachdem der Tod vieler Tausende — man sagte bis zu 25,000, bis zu 40,000 Menschenleben — und weite Verwüstungen gezeigt hatten, wie stark auch drüben in Asien die nationalen Leidenschaften die staatlichen Zustände beherrschen. Aber Europa gewöhnt sich allmählich an den Anblick solcher Gräueltaten. Wo sind die Zeiten hin, da man es für eine christliche Pflicht hielt, die Ungläubigen aus Europa zu verjagen, da man Philhellene wurde und die Lieder vom grausamen Pascha und dem edlen Rajah bis in die Häuser furländischer Edelleute hinein sang; die Zeiten der Befreiung von Wallachen, Rumänen und Serben, endlich die Zeiten der „bulgarischen Gräueltaten“ und des letzten russischen Befreiungskampfes! Von Jahrhundert zu Jahrhundert kühlte sich der Eifer ab, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und in unserer Zeit von Jahr zu Jahr stumpft die Leidenschaft ab, die in ihrem ersten Aufblühen einst ganz Europa zum ersten und letzten Mal in einem großen verbündeten Heerlager vereinigt hatte! Wir ziehen nicht mehr aus zur Befreiung des Heiligen Grabes, wir hören keinen Ruf mehr durch Europa gehen zur Vertreibung der Ungläubigen, und doch wäre heute so leicht, was vor 800 Jahren und vor 200 Jahren nicht gelang. Was denn hat sich geändert, wer hat sich geändert,

um es dahin kommen zu lassen, daß heute selbst ein Gladstone machtlos zusehen muß, wie wieder geschieht was vor 20 Jahren ihn in Flammen setzte? Sind die Gräueltaten des letzten Jahres minder schlimm gewesen als die „bulgarian atrocities“, die den alten Schwärmer gegen die „unspeakable“ Türken auslösende ließen? Sind wir christliche Europäer andere geworden, oder ist der Türke ein Europäer geworden? Nun, die Gräueltaten sind schlimm genug, und gäbe es ein Gemeinbewußtsein in Europa wie dasjenige war, welches die Kreuzfahrer begeisterte, so wären die Tage der türkischen Herrschaft sehr bald und sicher gezählt. Aber wir sind sehr tolerant geworden nicht bloß gegenüber dem Halbmond, sondern auch gegenüber „Gräueltaten“, wenn sie an fremden Unterthanen geübt werden und wenn solche Toleranz uns vor der Störung unserer Ruhe bewahrt. Der Türke hat sich nur darin geändert, daß er uns Europäern nicht mehr bedrohlich ist. In seiner ethischen Art hat er sich wenig geändert, sein religiöser Fanatismus ist der alte, die starren Gebote des Islam beherrschen sein Denken und Fühlen wie ehemals, er ist noch immer der Gegner unseres christlichen Kulturlebens. Und er wird es, wie es scheint, bleiben solange ein türkisch-islamitisches Reich bestehen wird, solange das staatliche Oberhaupt dort zugleich der Nachfolger des Propheten ist und solange die Satzungen des Koran das Leben seiner Befehlsknechte ordnen.

Aber das Leben des neunzehnten Jahrhunderts bringt von allen Seiten in die nichttürkischen Fundamente dieses Reiches und bildet bald hier bald da Zentren treibender Kräfte, die zu gelegener Zeit ausbrechend diesen und jenen Pfeiler stürzen oder erschüttern. Ohne Hinderung von außen, wie im vorigen Jahre in Armenien, ist die Kraft des Türkentums noch immer ausreichend, um die Aufstände gewaltsam niederzuwerfen. Und das ist ja die Signatur der heutigen Orientpolitik, daß die Großmächte stillschweigend an der Direktive der Nichtintervention festzuhalten entschlossen sind. Wie sie heute verstanden wird, ist die Nichtintervention ein Prinzip des nationalen oder staatlichen Egoismus, in den Mantel des Rechts nothdürftig gehüllt. Die Gemeinsamkeit kultureller Interessen, wie sie bis vor wenig Jahrzehnten zu den Fundamentalsätzen der europäischen Politik gehörte, ist aufgegeben worden zu Gunsten

des Strebens, die eigenen Kräfte nur für unmittelbar eigene staatliche Interessen zu verwenden. Es ist ein Produkt der Furcht, eine Folge der übergroßen Einsätze, welche jede Einmischung in Verhältnisse fremder europäischer Staaten und ein daraus hervorgerufener Krieg von jedem Staat fordern. Die Gewaltthätigkeit heutiger Kriege läßt das Verlangen nach Erhaltung des Friedens so stark werden, daß Niemand sich ohne äußerste Noth oder Leidenschaft entschließt, für allgemeine Interessen der Humanität, der Kultur, des Glaubens, ohne die möglichste Sicherheit dafür zum Schwert zu greifen, daß er auf diesem Wege nicht einer ebenbürtigen Staatsmacht begegne. Darin liegt der Schutz, dessen die Türkenherrschaft heute genießt. Was auch die verborgenen Zwecke der Engländer im vorigen Jahre gewesen seien, sie hätten ohne die Abneigung der andern Mächte vielleicht versucht, wieder ein Stück türkischen Erbes von dem Fluch türkischer Herrschaft zu lösen. Die Hoffnung auf England hat den Aufstand genährt und die Täuschung das Elend nur verdoppelt. Seitdem hält sich England zurück und überläßt das Feld den Diplomaten Europas. Und wenn durch Diplomaten, durch Notizen und Mahnungen den Völkern der Türkei könnte geholfen werden, so wäre vielleicht nie eine Zeit für die Lösung der Orientfrage günstiger gewesen, als es die gegenwärtige ist. Als Zar Nikolaus vor 45 Jahren dem Lord Seymour vorschlug, Aegypten für England zu nehmen, und England es ausschlug, da wußte man noch nicht, welchen Werth das Nilland für England in sich barg. Seit die Engländer den Werth erkannten, würden sie sich mit Aegypten wohl begnügen auch wenn die übrige Türkei aufgetheilt würde. Ein Hauptinteressent ist damit ausgeschieden soweit die Balkanhalbinsel und Kleinasien in Frage kommen; es bleiben Rußland, Oesterreich, Frankreich, in geringeren Grenzen des Interesses Italien und in zweiter Linie Deutschland, Griechenland und die Donaufstaaten. Führend und überragend ist dabei doch nur die Stellung von Rußland und von Oesterreich. Wie Rußland seine Politik sich vorgezeichnet hat, haben wir neulich aus dem Munde des Grafen Goluchowski gehört. Dieser Minister sagte am 9. Juni vor den österreichischen Delegirten, Rußland habe sich gegen jede Abweichung von dem Pariser Vertrage, auch wenn sie in einer Aktion aller Vertragsmächte besteshe,

erklärt, und Oesterreich nehme mit Befriedigung von dieser Erklärung Kenntniß. „So lange“, fuhr der Minister fort, „die russische Regierung auf dem eingeschlagenen Wege verharret, kann sie auf unsere unbedingte loyale Unterstützung zählen, denn Oesterreich strebt nichts anderes an, als die Konsolidirung der Zustände im Orient, die Erhaltung der Türkei, die Unabhängigkeit, die Erstarfung und die freie Entwicklung der einzelnen Balkanstaaten, freundschaftliche Beziehungen zu denselben und endlich den Ausschluß des prädominirenden Einflusses irgend einer Großmacht zum Nachtheil der übrigen.“ Und am 11. Juni sagte vor derselben Delegation der Verwalter von Bosnien und Herzegowina, Finanzminister Baron Kallay, durch die Okkupation von Bosnien und Herzegowina sei Oesterreich ein Balkanstaat geworden. Die ganze Geschichte der Habsburger deute darauf hin, daß Oesterreich-Ungarn einen Stützpunkt im Balkan suche, sowohl um die beiden Ufer der Grenzflüsse Sara und Donau beherrschen zu können, als auch um sich in dem ganzen Völkergelände des Balkan's zur Geltung zu bringen. Darum habe Oesterreich Bosnien und Herzegowina okkupirt und die nordwestliche Balkanecke sich gesichert, von wo es die politischen Interessen des Balkans zu den seinigen machen könne. Darum wolle und dürfe Oesterreich auch nicht ein Mehr an Besitz in jenen Gegenden anstreben. Jeder Nachbar müsse wissen, daß die Stellung Oesterreichs in Bosnien nicht ohne Gefahr berührt werden könne, weil dieselbe ein Lebensinteresse Oesterreichs enthalte. — Hiernach scheint es klar zu sein, daß sowohl Rußland als Oesterreich entschlossen sind, den äußeren Bestand der Staaten auf der Balkanhalbinsel aufrecht zu halten, solange eine dieser Mächte nicht einen ausschließenden Einfluß dort gewinnt oder anstrebt, wobei es freilich noch fraglich bleibt, in wie weit das Streben Oesterreichs, die Bildung neuer Balkanstaaten zu fördern, mit den Wünschen Rußlands übereinstimmt. Und da diese beiden Staaten bei ihrem respectiven Verhältniß zu Frankreich und Italien im Stande sind, anderweitige störende Einflüsse von außen her fernzuhalten, so wäre die Türkei in der ungewohnten Lage, ruhig für ihre inneren Zustände sorgen und sich innerlich kräftigen zu können. Ohne Zweifel wäre das genau das Ziel, welchem der Sultan am liebsten zustreben wollte. Leider aber ist hier die

Grenze der Macht sowohl des Sultans als der fremden Staaten. Nicht von außen, sondern von innen kommt die Gefahr. Man hat für Armenien vor einigen Monaten Reformen, beruhigende und das Wohlergehen der christlichen Bevölkerung angeblich sichernde Institutionen durchgesetzt. Ist es dadurch dort anders geworden? Haben nicht jüngst wieder Mezeleien in Wan stattgefunden? Ist in Syrien der Stamm der Drusen nicht im Aufstande? Haben wir nicht Kreta wieder im Fieber vor uns trotz aller dort früher schon von den Mächten verordneten Reformen? Den Sultan zur Durchführung der im Sinn von Freiheit, von Gleichstellung des Moslem mit den Christen entworfenen Reformen zwingen, heißt die Türkei zum Selbstmord zwingen. Mit Reformen hat stets die Abtrennung von Provinzen der Türkei begonnen, so in Aegypten wie an der Donau, und wenn wirklich in Kreta unter christlichem Stadthalter europäische Verwaltung eingeführt werden sollte, so wäre damit eben Kreta für die Türkei verloren. Werden die Reformen aber nur dekretirt, nicht von den Mächten durchgeführt, so bleibt alles beim Alten wie in Armenien. Religion und Geschichte dulden keine Gleichstellung der Christen und Türken in einem türkischen Staat. Der Türke ist der Staat und der Staat ist der Islam, und das Andere ist geboren, dem Türken und dem Propheten dienstbar zu sein: so steht's im Koran und so ist es immer gewesen seit den Zeiten Mohamed's. Eine Religion ist um so unfähiger sich dem Gange der Kultur anzuschließen, je positiver sie das staatliche und bürgerliche Leben in Satzungen und Vorschriften regelt. Darum vielleicht giebt es keine jüdische Kultur, darum ist zum guten Theil die kulturliche Blüthe islamitischer Reiche stets so kurz gewesen. Alle Sympathie, die wir für den Türken als Einzelnen empfinden im Gegensatz zu andern Völkern der Türkei, kann uns nicht vergessen machen, daß er und seine religiöse Verknöcherung bisher wenigstens die Ursache waren der Zerstörung, des Verfalles ehemals blühender Länder. Bisher! Aber es giebt eine große Partei, die jungtürkische, welche meint, das brauche nicht immer so weiter zu bleiben, welche Reformen verlangt nicht für die Christen, sondern für die Türken. Vor 50 Jahren schon gab es türkische Fortschrittler, türkische liberale Minister sogar, und man hat auch schon parlamentarische Maskeraden gemacht.

Aber eine wirkliche freiheitliche Verfassung und Verwaltung unter dem Szepter eines islamitischen Herrschers — das ist wenigstens in Ländern mit christlicher Grundbevölkerung, wie mir scheinen will, ein innerer Widerspruch. Der Kalif kann so wenig als der Pascha und der letzte Mollah den Christen als Seinesgleichen in Recht und Rang ansehen, das erlaubt die Religion ihm nicht, dazu wird man ihn nie erziehen, daß widerstreitet seinem Herrscherbewußtsein. Und das türkische Beamtenthum ist so verrottet, so unfähig für jede feineren Formen des Lebens sich anpassende, die Kultur fördernde Art der Verwaltung, daß es sehr zweifelhaft bleibt, ob eine von liberalem Geist geleitete und von der Starrheit des Islam abweichende jungtürkische Reform im Stande wäre, mit diesen Kräften, wie sie jetzt allein zu haben sind, etwas Lebensfähiges wenn nicht zu schöpfen, so doch zu erhalten. Darum glaube ich wohl, daß dem Sultan aus den Jungtürken heute mehr Gefahr droht, als von den Mächten Europa's, nicht aber, daß wenn die Herrschaft des Sultans gebrochen würde, ein türkisches Reich bestehen könnte, in dem die Masse der Christen frei, sicher, als Gleiche unter Gleichen leben könnten; der Islam selbst müßte denn reformirt werden. Und so ist und bleibt diese türkische Cete der Brandherd Europa's. In Areta, Mazedonien, in Syrien, Armenien, in Stambul selbst flakert er auf, und die 6 diplomatischen Spritzenmänner kommen täglich zusammen und bereden sich und berathen den Sultan über die Reformen für Areta wie sie es für Armenien gethan haben: eine Danaidenarbeit. Die letzten Berichte melden, der Aufstand habe sich über die ganze Insel ausgebreitet. Wird er von den Türken niedergeworfen, so sind wieder Mezeleien wie in Armenien zu erwarten, und diese wird man nicht wie dort ruhig geschehen lassen können. Im Jahre 1878 wurde zwischen der Pforte und den kretischen Rebellen der Vertrag von Haleppa geschlossen. Darin wurde versprochen, eine Verbesserung der Verfassung des Landes, ein christlicher Wali mit Bestätigung durch die Mächte, Unterbeamte aus der Religionsgenossenschaft, welche im betreffenden Bezirk die Mehrheit bildet; Verbesserung der Gesetze und Sicherheit gegen Eingriffe der Pforte in die Justiz; Beschränkung der militärischen Besatzung; Verwendung der Hälfte der kretischen Einkünfte zu Gunsten der Insel; Ernennung von Friedens-

richtern; Kenntniß des Griechischen bei den Beamten; Anstellung von Christen im Zolldienst. Wäre das Alles durchgeführt worden, so wäre jetzt vielleicht kein Aufstand da. Aber Kreta wäre bereits so gut wie unabhängig geworden durch den Geist, in dem diese Reformen wären gehandhabt worden. Und nun ist man auch mit diesen Reformen nicht mehr zu befriedigen, man verlangt mehr, man will eben los von der Türkei. Kreta wird vielleicht sehr bald mit Griechenland vereinigt werden — das ist das Wahrscheinliche. Und das Beispiel wird Nachahmung hervorrufen. Dieses Zerbröckeln, dieses sich Auflösen, das bildet die Gefahr für Europa. Denn fällt die alte Ruine trotz aller Stützen einmal in sich zusammen, dann sind doch die einander widerstrebenden Interessen Rußland's und Oesterreichs zu groß, um auf die Möglichkeit eines friedlichen Ausgleichs sicher zu rechnen. Man mag, mit andern Dingen grade beschäftigt, den Moment der Theilung noch so eifrig hinauschieben, er wird doch einmal kommen und er kann sehr plötzlich eintreten. Und noch ein Moment vermehrt die Gefahr: ehe England sich aus Aegypten hinausdrängen läßt, wird es lieber den Zerfall der Türkei beschleunigen und seinen Antheil in Aegypten vorweg nehmen. E. v. d. B.



Druckfehlerberichtigung. Auf S. 317, Zeile 7 von oben muß es statt „schneidige“ heißen „schmeidige.“



## Aus W. v. Ditmar's Reisebriefen an seine Eltern.

(1815—1818)

von

L. v. Schroeder.

---

Unter den hinterlassenen Papieren Woldemar von Ditmar's nehmen seine Briefe an die Eltern aus den Jahren 1815—1818 eine wichtige Stelle ein. Einem Tagebuch ähnlich führt uns die wohlerhaltene Reihe dieser Briefe (im Ganzen 27 an der Zahl) die Erlebnisse des jungen Livländers während seines Aufenthaltes in Deutschland vor. Wir sehen den lebhaft empfindenden, für alles Große, Gute und Schöne begeisterten jungen Mann mit einer nicht unbedeutenden Anzahl mehr oder minder bekannter und hervorragender Persönlichkeiten in Beziehungen treten, die sich bald zu herzlich-freundschaftlichen gestalten. In der ersten, der Berliner Zeit, tritt dabei die berühmte Kurländerin Elisa von der Recke, später Jean Paul hervor. Daneben wird der Verkehr mit den zahlreichen jungen Landsleuten, die Ditmar in Berlin, Gena, Würzburg und Heidelberg antrifft, eifrig gepflegt. Wie groß Ditmar's Bekanntenkreis war, wie lebhaft sein Verkehr mit denselben, das sieht man noch deutlicher, als aus den Briefen, aus den Einzeichnungen in seinen Kalender, wo er täglich alle die Personen aufführt, die ihn besucht haben und bei denen er Besuche gemacht hat, resp. denen er Briefe geschrieben und von denen er welche erhalten — meist eine ganz stattliche Reihe von Namen.

Wie man sich denken kann, fällt in den Briefen manches Schlaglicht in das elterliche Haus zu Fennern, wo die beiden guten, von dem Sohne innigst verehrten Eltern, umgeben von einer zahlreichen Kinderschaar, im schönsten, echt-altlivländischen Stilleben haufen. Es ist ein harmonisch-glückliches Familienverhältniß, in welches wir da hineinklicken. Der um den Sohn in der Fremde zärtlich besorgte Vater Ditmar's ist, wie so viele damalige Gutsbesitzer der Ostseeprovinzen, früher im Militairdienst gewesen und als Major verabschiedet; die Mutter eine lebhaft, kluge, herzengute Frau, die ein munteres, anregendes Gespräch liebt, wo Jeder seine Ansicht tapfer vertheidigt; sie pflegte, wie mir der Enkel erzählt, zu sagen:

Bei immer Ja und immer Nein

Schläft man vor langer Weile ein.

Die jüngeren Kinder sind der Obhut eines Hauslehrers, des mit Woldemar innig befreundeten trefflichen Schwarz, nachmals langjährigen Pastors in Pölwe, anvertraut. Er verlobte sich in der Folge mit der ältesten Tochter des Hauses, Annette von Ditmar, und heirathete sie.

Woldemar ist der älteste Sohn des Hauses, der, ins „ferne Ausland“ ausgeflogen, nun seine Berichte über alles Erlebte treulich den geliebten Eltern zusendet, die voll Stolz und Freude auf den Sohn blicken, dem es in kurzer Zeit gelingt, sich so viel Liebe und Anerkennung zu erwerben, zum Theil bei Personen, deren Namen zu den besten jener Zeit gehörten. Leider sollten die trefflichen Eltern den Schmerz erleben, daß dieser Sohn, auf den sie so viel Hoffnungen setzten und setzen durften, als etwa Dreißigjähriger vor ihnen dahinschied.

Aus den Briefen Woldemar von Ditmar's an seine Eltern lege ich hier dem baltischen Publikum umfängliche Auszüge vor. Vieles von dem rein Persönlichen mußte aus naheliegenden Gründen weggelassen werden, desgleichen manches Andre, was von geringerem Interesse schien. Man halte sich beim Lesen dieser Briefe immer vor Augen, daß der Verfasser ein junger Mann von 21 Jahren ist, der zum ersten Mal aus dem livländischen Stilleben in die große Welt hinauskommt. Sein bisweilen etwas überschwänglicher Enthusiasmus findet in seiner Jugendlichkeit

ebenso wie in der Richtung der damaligen Zeit genügende Erklärung und, wenn es nöthig wäre, Entschuldigung. Dieser Enthusiasmus trägt aber so durchweg den Stempel der Reinheit und Wahrheit, ist in seinem innersten Kerne so durchaus gesund und gut, daß er auch dort, wo er für uns etwas zu weit geht, doch nicht unsympathisch berühren kann. Im Uebrigen will ich den Briefen keine lange Erläuterungen vorausschicken, sondern lieber den Verfasser selbst reden lassen.

\* \* \*

Mitau, den 6. September 1815.

Geliebte Eltern!

Am 1. September Nachmittags um 2 Uhr kam ich hier in Mitau an. Auf meiner Fahrt hierher begegnete ich meinem Reisegefährten Kapp, der nach Riga fuhr, um noch einiges für sich zu besorgen, und noch denselben Abend wieder zurück kam. — Die Stadt gefällt mir nicht, denn sie ist klein und schlecht gebaut; desto besser gefallen mir aber die Bewohner derselben. Wahrlich, ich habe noch nie Menschen von so zuvorkommender Gefälligkeit und Liberalität gefunden, als in Mitau. Noch habe ich keinen Tag zu Hause gespeist, denn bald bin ich bei den Kaufleuten Kapp, die recht gut leben, bald bei der Bidder oder Körber. Ueberall wird man mit Herzlichkeit aufgenommen und fühlt sich in jeder Familie nach einigen Augenblicken so gemüthlich, als wäre man zu Hause. — Von hiesigen Gelehrten habe ich zwei kennen gelernt, nämlich Necke und den Professor Liebau. Ersterer ist noch sehr betrübt durch den Tod seiner einzigen Tochter, und daher ungenießbarer als er es sonst seyn mag; letzterer hingegen ist ein Mann von einer solchen Liebenswürdigkeit, wie ich noch keinen gefunden habe. — Durch Necke erfuhr er es, daß ich hier angekommen und ein Freund von Krauckling sey — für den braven Mann Grund genug mich zu sich zu bitten. Ich ging hin und werde mich immer darüber herzlich freuen, mit so herrlichen Menschen, als er und seine Frau ist, bekannt geworden zu seyn.

In seinen Vorlesungen muß ich hospitiren, Mittags bei ihm speisen, Abends bei ihm Thee trinken, — kurz ich muß täglich mehrere Mal bei ihm seyn. Man kann zu ihm ebenso leicht Vertrauen fassen, als zu unserm alten wackern Berg\*). Alle Merkwürdigkeiten Mitaus sehe ich durch ihn und Necke. In einer halben Stunde gehe ich wieder zu Liebau, bleibe zu Mittag bei ihm und besuche nach dem Essen die Bibliothek des Gymnasiums. — — — Und nun gute Eltern, Geschwister und Freund Schwarzg, lebt wohl.

Ewig Euer Euch aufrichtig liebender

Woldemar.

Memel, den 10/22. September 1815.

Ich benutze die Gelegenheit, die sich mir durch den zurückgehenden Mitauer Fuhrmann darbietet, um an Euch zu schreiben. — Mitau verließen wir den 7. September und kamen hier, nach einer glücklich zurückgelegten Fahrt, am 10. September an. — Die Gegenden, durch die wir auf unserer Reise passirten, erfreuten uns eben nicht durch ihre Schönheit, ausgenommen die von Amboten in Kurland. Unser Weg führte uns hier durch malerisch-schöne Baumgruppen, in denen häufig ehrwürdige Eichen ihr stolzes Haupt erblicken ließen. — Hohe Berge und tiefe Thäler, durch die meistens ein Fluß dahinströmt, verschönern diese Gegend noch um sehr vieles. — Der ganze übrige Theil des Weges war flach, sandig und waldig. — — — Was mir das für ein Gefühl war, als ich über die Russische Grenze fuhr, kann ich Euch nicht beschreiben. Nur so viel sage ich Euch, daß ich mich in der Britschka aufrichtete und noch so lange in Rußland hineinsah, als es mir nur möglich war; doch als auch die schmale Gränze meinem sehnennden Blicke entchwand, nekte manche Thräne meine Wangen. — Wahrlich, es ist ein ganz eigenes Band, welches uns an unser Vaterland fesselt! —

Verdet ihr mein Bild wohl erkennen, wenn ich Euch das Signalement von mir, das mir die hiesige Polizei auf meinen

\*) Es ist Probit Berg in Hallist gemeint.

Paß geschrieben hat, herseze? Hier ist es wörtlich: „Ein und zwanzig Jahr alt; fünf Fuß acht Zoll groß; blondes Haar; bedeckte Stirn; blonde Augenbraun; blaue Augen; dicke Nase; gewöhnlicher Mund; wenig blonder Bart; rundes Kinn; ovales Gesicht; gesunde Gesichtsfarbe; mittler Statur.“ —

Meinen Brief aus Mitau vom 6. September habt Ihr doch schon erhalten? Ich habe mich in dieser Stadt sehr gut amüßirt. — Die Körbern trank, als ich den Mittag bei ihr speiste, auf Euer aller Wohlseyn. Sie ist eine charmante Frau. —

Allen Lieben herzliche Grüße; den alten Onkel Brömsen und die Seinigen, so wie auch die gute Tante Dettingen nicht zu vergessen. Theilt ihnen meine Briefe mit. — Ich habe lange mit keinem Menschen so gut harmonirt und ihn in kurzer Zeit so lieb gewonnen als Rapp. —

---

Königsberg, den 14/26. September 1815.

Ich setze jetzt gleich unsere Reisebeschreibung von Memel bis Königsberg fort. — Am vorigen Sonnabend schifften wir uns ein, um über das Häff zu segeln. Der Wind war conträr und wir mußten daher unser Schakener Schiff ungefähr eine halbe Meile ziehen lassen. Drauf nahmen wir eine andre Richtung und fuhren mit halbem Winde weiter. Wir mochten ungefähr eine Meile abgefahren haben, als wir das häßliche Schicksal hatten, auf den Strand zu laufen und zwar mit einer solchen Gewalt, daß wir das Schiff nicht wieder herabbringen konnten, sondern die Anker auswerfen und bis zum andern Morgen auf einem Fleck liegen bleiben mußten. Was wir in dieser Nacht alles ertragen mußten, mag ich Euch garnicht erzählen; Ihr werdet es Euch aber selbst sehr leicht denken können, wenn ich Euch sage, daß wir nichts weniger als interessante Menschen zu unsern Reisegefährten hatten und daß selbst diese meistens seekrank wurden. Auch Rapp befiel krank und nun war ich, der ich auf der ganzen Reise gesund blieb, in einer peinigenden Lage. Ich versuchte es, zu schlafen, doch es war mir nicht möglich; drauf ging ich aus der Kajüte auf

das Verdeck, aber auch hier konnte ich nicht lange bleiben, denn die Nacht war sehr kalt; bald unterhielt ich mich dann aber auch wieder mit einem Bekannten aus Dorpat, dem Studiosus Adolphi, den wir ganz unvermuthet am Bord des Schiffes fanden, und auf diese Art suchte ich mir die Zeit bis zum nächsten Morgen um 5 Uhr zu vertreiben, um welche Zeit wir unsere Reise weiter fortsetzten. Die Fahrt über das Haß machten wir in 11 Stunden recht glücklich, mußten aber, da es schon ziemlich spät war, in dem Dorfe Schafen übernachten. Kaum waren wir aus dem Schiffe gestiegen, so fing es an zu sinken und wäre fast ganz versunken, wenn nicht 10—12 Menschen bemüht gewesen wären, es zu retten. Es hatte den Abend vorher durch das Stranden einen so starken Leck erhalten, daß das Wasser unaufhörlich hineinströmte und es wundert mich, daß wir unsere Fahrt so gut zurücklegten, da die Wellen sehr hoch gingen und es den ganzen Tag recht stürmisch war. Wie sehr wir uns freuten dieses elende kleine Fahrzeug verlassen zu haben, kann ich Euch nicht beschreiben; wäre es früher als am Ufer des Haßs gesunken, so wären wir alle verloren gewesen; denn wir hatten nicht einmal ein Boot mit, auf welches wir uns hätten retten können. — Schafen verließen wir am andern Morgen auf einem großen, schlechten Leiterwagen, in Gesellschaft einer Haushälterin, einer Köchin und eines Knoten. Die Köchin lachte über alles und die Haushälterin hörte garnicht auf, über die Rippenstöße zu klagen, die sie erhielt. — Bei dem Königsberger Thor sollten unsere Sachen visitirt werden. Der Besucher sagte uns, wir müßten unsere Sachen alle durchsuchen lassen. Ich schickte mich also dazu an, meinen Mantelsack aufzuschnüren; doch er ließ mich garnicht dazu kommen, sondern hielt mir immer seine Hand hin. Ich bemerkte es bald, was er wollte, und steckte ihm einen halben Gulden in die Hand. Darauf sagte er mir, „wir beide haben mit einander nichts mehr zu thun, machen Sie Ihren Mantelsack nur garnicht auf“, und ließ uns zum Thor hineinfahren. Wir stiegen in einem Wirthshause, die goldene Rose genannt, ab und ich begab mich nun gleich zum Decan der Philos. Facultät, Consistorialrath Wald. Mein Examen setzte er auf den andern Morgen fest. Mit einiger Angst ging ich hin, freute mich aber nicht wenig, als ich sah, daß sie sehr

honnet zu Werke gingen und mir sagten, daß eine öffentliche Disputation jetzt unnöthig sey, da jetzt Ferien wären. Meine Examinatoren waren die Professoren Wald, Brede, Hüllmann, Sagen, Herbart, Gaspari, Lobek und Vater. — Das Examen dauerte doch länger und war schwerer als ich glaubte; allein es ging doch alles recht gut und am andern Tage erhielt ich mein Diplom, das sehr ehrenvoll für mich abgefaßt ist. — Genauere Bekanntschaft habe ich hier mit folgenden Professoren gemacht: Burdach, Vater, Gaspari und Wald. Jeder von ihnen ließ mich zu sich einladen. Es ist mir sehr erfreulich gewesen von diesen Männern mit so vieler Herzlichkeit und außerordentlicher Zuverlässigkeit behandelt zu werden. Vorzüglich muß ich Burdach, Gaspari und Vater loben. Sie haben mir so manches Merkwürdige hier gezeigt und wollen durchaus noch keinen Abschied von mir nehmen; ich soll durchaus immer noch einmal zu ihnen gehen. — Auch den alten Struwe habe ich besucht und ihn ganz so, wie er in Dorpat war, wiederfunden. Ich muß fast jeden Mittag und jeden Abend bei ihm speisen, mit ihm umherlaufen und alles, was sich hier nur einigermaßen auszeichnet, sehen. Seine Frau, eine Livländerin, freute sich außerordentlich, wieder einen Landsmann zu sprechen. Unaufhörlich muß ich ihr erzählen, bald etwas von den Menschen in Livland, bald etwas von der dießjährigen Nernte u. dgl. — — —

---

Berlin, den 27. September a. St. 1815.

So wäre ich denn nun endlich in Berlin angekommen! — wo ich so viele theure Freunde vorgefunden habe, die mich mit derselben Herzlichkeit und Freundschaft, wie einst in Dorpat behandeln: Krauckling, Hartung, Tottien, Hartmann und Körber. Mit Krauckling wohne ich Zimmer an Zimmer, bei der Professorin Schloffer. Wir führen ein für mich höchst interessantes Leben, denn jeden Morgen sind wir zusammen und sprechen über Poesie und Literatur überhaupt, oder wir machen auch wohl einen Spaziergang und freuen uns dann nicht wenig über die schönen Plätze

und Gebäude Berlins. — — Die Stadt ist groß und geräumig, die Gassen sind breit und die Häuser in einem einfachen, aber sehr geschmackvollen Styl gebaut. Vorzüglich anziehend sind für mich der Wilhelmsplatz und die Linden, die von dem Universitätsgebäude anfangen und sich bis zu dem einfach-schönen Brandenburger Thor erstrecken. Gleich aus diesem Thore kommt man in eine recht hübsche Anlage, den Thiergarten, durch den man in die Zelte geht. Auf dem ganzen Wege bis zu den Zelten trifft man überall eine große Menge von Spazierlustigen und kleinen Jungen, von denen der eine Cigaros, der zweie Früchte, ein dritter seine Pferde zu Lustfahrten und noch ein vierter Volkslieder (größtentheils Spottgedichte auf Napoleon) zum Verkauf anbietet, oder sie auch für ein Paar Groschen in dem Berliner Dialekt mit lauter Stimme absingt. In den Zelten findet man neben Musik, Speise und Getränk auch immer viele der berühmtesten Schriftsteller, namentlich habe ich hier den bekannten Franz Horn und den berühmten Juden Beng David kennen gelernt. — — Gestern wurde ich von dem berühmten Schleiermacher immatriculirt. — Den vorigen Sonntag habe ich diesen großen Kanzelredner predigen gehört und habe ihn anstaunen müssen; denn eine solche Predigt, ohne Concept, und ein solcher Vortrag ist mir noch nie vorgekommen. Leider sind aber die Predigten dieses Mannes nichts weniger als für das Herz, sondern bloß für den Verstand; sie sind treffliche philosophische Abhandlungen. — Von Landsleuten, die ich kenne, sind außer den früher genannten hier folgende: Gustav Engelhardt, Grünewaldt, Fock, Scraphim, Wagner, Adolphi und Weiße, mit welchem letzteren ich wahrscheinlich noch vor dem Anfang der Vorlesungen eine Reise nach Dresden, Halle und Leipzig mache. Doch ich muß schließen, denn es sind schon wieder mehrere meiner Freunde bei mir, die gewaltig spectakeln. In einigen Tagen ziehe ich mit Hartung zusammen.

---

Berlin, den 6./18. Oct. 1815.

Noch nie habe ich mit einer solchen Begeisterung die Feder ergriffen, um an Euch zu schreiben, als gerade heute. — Wie

kommt das? werdet ihr fragen und ich antworte Euch freudig, daß ich heute früh die Bekanntschaft eines unserer genialsten deutschen Schriftsteller, des allgemein gefeierten Baron de la Motte-Fouqué gemacht habe. Schon gestern lernte ich diesen ausgezeichneten Mann von Ansehen im Theater kennen, wo zum ersten Male sein dramatisches Gedicht „die Heimkehr des großen Kurfürsten“ aufgeführt wurde. Höchst interessant war es mir, ihn während der Vorstellung zu beobachten und bei jeder militärischen Scene seine lebhafteste Freude zu bemerken. Fouqué war mit Rußlands und Preußens tapferen Kriegerern in dem vorletzten Kriege gegen das ruchlose Heer der Franzosen gezogen und fehlte in keiner Schlacht, in keinem Gefechte, und Gott schützte ihn wunderbar in tausendfältiger Todesgefahr und führte ihn durch die Tage von Lüben, von Banz, von Hainau u. s. w. ohne Verwundung als eine unbedeutende, durch den Sturz eines ihm in der Schlacht bei Lüben unter dem Leibe erschossenen Pferdes. Auch in der Schlacht bei Leipzig focht unser Held und Dichter noch rühmlichst mit, forderte dann aber, seiner durchaus geschwächten Gesundheit wegen, den Abschied, und erhielt ihn von dem Könige, für sein kriegerisches Verdienst mit dem Charakter eines Majors von der Kavallerie und Ritters des St. Johanniter-Ordens begnadigt. Seitdem lebt er auf seinem stillen Landstuhle seiner Wiederherstellung und seiner Kunst. — Diesen Mann, den ich schon als Dichter und Menschen, ehe ich ihn noch gesehen hatte, innig liebte und achtete, sah ich jetzt und ward für ihn so eingenommen, daß ich den Entschluß faßte, ihn am andern Tage zu besuchen. Meinen Vorsatz realisirte ich und werde nie aufhören, mich darüber herzlich zu freuen. Treuherzig trat ich zu ihm in seine Stube und sagte ihm grade heraus, daß ich gekommen sey, um ihn kennen zu lernen. Diese Aufrichtigkeit schien ihm zu gefallen, denn er nöthigte mich zum Sitzen, setzte mir ein Gläschen Wein vor und unterhielt sich mit mir eine ganze Stunde auf das Lebhafteste. In der Mitte der Unterhaltung ergriff er einmal meine Hand, drückte sie herzlich und sagte mir, „es freut mich herzlich, daß Sie mich besucht haben; — so liebe ich die Menschen; — Sie müssen mich bald wieder besuchen.“ — Ueber diese Worte, die der treffliche geistvolle Mann in so biederem deutschen Tone zu mir sprach, freute

ich mich in dem Grade, daß ich aufstand und freudig einen Sprung machte, wobei mir die Thränen in die Augen traten. Er bemerkte mein Entzücken und sagte: „Wir müssen näher bekannt werden.“ Drauf erwiderte ich ihm noch freudiger, daß diese Stunde mit zu den schönsten, genußreichsten meines Lebens gehöre und wir setzten uns wieder und sprachen noch ein halbes Stündchen über die tapfern Russen und Preußen, drauf über Klinger und seine Schriften und endlich über die Vorstellung seines vorhin erwähnten dramatischen Gedichts, wobei er manche sehr interessante Bemerkung machte und ich mich wieder innig freute, daß wir in unserm Urtheile ganz zusammentrafen. Während dieses Gesprächs äußerte ich einmal ganz naiv, daß es mir leid thäte, daß er, ein Mann, der in seinen Schriften so deutsch ist, einen französischen Namen hat. *S!* nun, sagte er freundlich, man muß mich, worüber ich mich immer aufrichtig freue, mit Zeune den neuen *Volkere* nennen. Unter solchen Gesprächen entfloß mir die Zeit schneller, als ich es gewünscht hätte. Ich empfahl mich ihm, er aber reichte mir noch einmal seine Hand, drückte die meinige herzlich und sagte mir: „Ich nehme von Ihnen nur auf kurze Zeit Abschied, denn ich hoffe auf ein freudiges recht baldiges Wiedersehen; Sie werden mich doch wohl bald wieder besuchen. Ich bleibe noch 14 Tage in Berlin.“ Und ich gehe wieder zu diesem trefflichen Menschen und sollte auch die Hölle mit allen ihren grinzenden Ungeheuern mir den Gang zu diesem wahrhaften Helden und Dichter erschweren. Um solch' köstliches Gut muß man auch kämpfen können.

Seht, gute theure Eltern, so glücklich geht es mir hier in der Fremde. Ich glaube, der Segen meiner Eltern ruht auf mir, und ich werde in diesem schönen Glauben immer mehr bestärkt, wenn ich noch an manches andere glückliche Ereigniß denke, welches mir hier in Berlin begegnet ist. So wurde ich vor einigen Tagen mit dem alten Geheimen-Math Schmalz bekannt. Ich mußte zu ihm gehen, denn ich hatte ein kleines Päckchen von dem alten, würdigen Consistorial-Math Wald in Königsberg, meinem Promotor, abzugeben. Als Schmalz den Brief von Wald gelesen hatte, unterhielt er sich noch einige Zeit mit mir sehr freundlich und als ich weggehen wollte, bat er mich sehr angelegentlich, ihn recht oft

zu besuchen. Zugleich sagte er mir, daß er jeden Abend von 7 Uhr an zu Hause wäre, und daß ich ihm, wenn ich mit einer Tasse Thee, einem Butterbrod, ein wenig Fleisch und einem freundlichen Gesicht vorlieb nehmen wollte, immer ein sehr willkommener Gast wäre. Ich werde diese Aufforderung nicht unbenutzt lassen, denn ich verspreche mir in dem Umgange mit diesem geistvollen Manne nicht nur vielen Genuß, sondern zugleich auch Belehrung für mich als Juristen, da Schmalz bekanntlich zu den größten jetzt lebenden Rechtsgelehrten gehört. Er ist ein kleiner starker Mann mit markirten Gesichtszügen; in seinem Benehmen hofartig; in der Unterhaltung lebhaft. Auch in dem alten Beller- mann, an den ich von Hezel empfohlen war, habe ich einen recht- schaffenen, braven Mann kennen gelernt. Er hat in seinem Wesen viele Aehnlichkeit von Hezel, doch mit dem Unterschiede, daß er männlicher, aber auch zugleich kälter als jener ist. Zwei Mal habe ich ihn schon besucht und bei meinem ersten Besuche eine kleine Schrift über Phöniciſche und Puniſche Münzen, die der Alte neulich herausgegeben hat, von ihm zum Geschenke erhalten. Auch er hat mich aufgefordert, ihn recht oft zu besuchen, und so hoffe ich denn, im Umgange mit diesen Männern und meinen lieben Freunden ein recht glückliches halbes Jahr in Berlin zu verleben. Nur schade, daß es hier so unmenschlich theuer ist. Für Quartier, mit Heizung, Bedienung und Kaffe muß man hier monatlich, wenn man sich auch noch so kärglich einrichtet, 20 Rthlr. Courant, also 20 Rbl. Silb. nach unserem Gelde zahlen. Für Essen kann man monatlich 5 Rthlr. Cour., für Wäsche und andere Kleinigkeiten gewiß eben so viel, wo nicht noch mehr rechnen. Auch die Vorlesungen muß man hier sehr theuer bezahlen; ich höre 3 und die kommen etwas über 30 Rthlr. zu stehen.

Aber es ist mir nicht vergönnt, Euch heute mehr zu schreiben, denn der Nigische Kaufmann Bergengrün, der diesen Brief mitnimmt, reist schon morgen früh ab und jetzt ist es schon 12 Uhr in der Nacht. Nur das Eine muß ich Euch noch melden, daß ich den alten Greis Körner im Theater gesehen habe. Auf seinem Gesichte ruht tiefer Ernst und in seinem ganzen Wesen spricht sich der tiefe Schmerz, der an seiner Seele nagt, deutlich aus. Neulich hat er das schreckliche Schickſal gehabt, seine einzige

Tochter (sein letztes Kind) zu verlieren. Sie unterlag dem Gram über den Tod ihres Bruders, nachdem sie kurz vorher das Porträt desselben und seine Grabstätte gemalt hatte. Lebt wohl! Gott erhalte Euch bis zu meiner Rückkehr alle immer recht wohl.

Den 23. Okt. n. St. trifft b e s t i m m t unser Kaiser hier auf seiner Reise nach Rußland ein.

---

Berlin, den 11. November a. St. 1815.

Es war doch ein schöner Tag, der 13. Oktober a. St. Noch ist kein Herbsttag mir in meinem Leben so heiter, so klar vorgekommen; keine feuchte Nebelwolke durchzog an diesem herrlichen Tage die Luft; alles war still und ruhig; — in stiller Majestät strahlte die Sonne von ihrem fernen, erhabenen Throne auf die Erde herab und ihr schöpferisches Licht goß neues Leben in die ganze Natur. Nach einer langen, finstern Nacht athmete auch ich wieder freier, es ahnend, welch große Freude mir an diesem Tage bevorstände und es war mir unbeschreiblich wohl. Doch wohlter noch, als es mir am ganzen Tage gewesen war, ward es mir am Abend, als nicht unerwartet, wohl aber für den Augenblick unvermuthet, der Postillon in meine Stube trat und mir einen Brief von Euch brachte. Bei dem Anblick der wohlbekanntem, theuren Schriftzüge stürzten mir die Thränen aus den Augen und ich schwelgte in namenlosem Entzücken. Euch alle grüßte ich aus der Entfernung wieder, — Ihr alle, Vater, Mutter und Geschwister, Onkel, Tante und die lieben Kleinen, und du, mein Bruder Schwarz, Ihr alle umgab mich wieder nach langer Zeit und viele viele schöne Tage verlebte ich durch Euch mit Euch. Nie kann ich meinen Schrank öffnen, ohne zugleich Euren theuren Brief immer wieder herauszulangen und ihn mit manchen Freudenthränen zu benetzen. — — — Den 8. Oktober a. St. wohnte ich zum ersten Male den Turnübungen auf der Hasenheide, etwa 3 Werst von Berlin, bei. Es ist unglaublich mit wie großer Geschwindigkeit hier die jungen Leute springen und klettern. An der Spitze dieser Schaar von Jünglingen erblickte ich einen ziemlich

großen, starken, ältlichen Mann, der mir in seiner Kleidung von Segeltuch sehr auffiel. Ich erkundigte mich nach seinem Namen. Man sagte mir es sey der Dr. Zahn, der Verfasser des deutschen Volksthums. Wie unendlich ich mich freute, diesen wackern Deutschen so kindlich heiter und froh zu sehen, kann ich Euch wahrlich nicht sagen. — Die Leibesübungen werden hier auf einem großen, umzäunten, mit Bäumen bepflanzten Platz angestellt, den der König dem Dr. Zahn zum Behuf derselben geschenkt hat. Ueber die Bäume ragen die Gerüste zum Klettern und Springen hervor. Kein Seil hängt müßig da; an einem jeden sieht man einen Knaben von Carlos Größe und Alter hängen und sich bestreben, den höchsten erklimmbaren Punkt zu erreichen. Während ein Theil so beschäftigt ist, springt der andere mit, der dritte ohne Stangen. Einige schwenken sich um starke Stäbe, die an zwei in die Erde gerammelte Balken befestigt sind; andere springen über ein großes, hölzernes Pferd, oder auch über ihre Commilitonen und noch andere laufen um die Wette. — Es war ein schöner genußreicher Tag für mich, aber nicht minder genußreich war mir der folgende, an welchem dem Volke, zur Feier des Sieges bei Leipzig, ein großes Volksfest gegeben wurde. Jeder, der auch nur einen gesunden Fuß hatte, lief zu dem Ende in den Thiergarten und ergözte sich an den Gelagen der harmlos fröhlichen Leute. Der große viereckige Platz, auf welchem dieser Tag gefeiert wurde, war Abends illuminirt, wobei zugleich ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Ehe es aber dunkel geworden war, ließ man alle halbe Stunde ein Luftballon steigen, bald in Gestalt eines Menschen, bald in der eines vierfüßigen Thieres oder eines Vogels; oder man ergözte sich auch zuzusehen, wie immer eine große Menge von Menschen sich bestrehte, die aufgerichteten, sehr hohen Balken zu erklettern, um die an der Spitze derselben hängenden Uhren, Löffel u. dgl. mehr, als Preis ihrer Anstrengungen, herabzuholen. Ein confuses Freudengeschrei wirbelte durch die Luft; jeder hatte etwas, das ihn entzückte und worüber er schreien mußte, und wer über nichts anderes zu schreien hatte, rief doch wenigstens mit lauter, freischender Stimme: „Der König von Preußen soll regieren; der Kaiser Napoleon soll krepiren; Vivat (v wie f ausgesprochen), es lebe das Preußische Haus.“ So jubelte das unter der sehr lobens-

würdigen Regierung höchst glückliche Volk bis in die tiefe späte Nacht und kehrte erst heim, als schon das Frühroth die Morgenwolken röthete. —

Den 8. Oktober a. St. machte ich der berühmten Dichterin Gräfin Elisa von der Recke meine Aufwartung. Ihr findet eine Sammlung ihrer Gedichte unter den von mir Euch zurückgelassenen Büchern. Einige Tage früher, als ich zu ihr ging, hatte Krauckling mit ihr von mir gesprochen und sie, durch dieses Gespräch veranlaßt, den Wunsch geäußert, mich kennen zu lernen. Freudig ging ich zu ihr, ließ mich durch den Diener bei ihr melden und wurde nach einigen Augenblicken hineingebeten. Ich trat in eine einfach aber sauber möblirte Stube, in welcher die geistreiche Frau auf einem Soffa saß. Bei meinem Eintritt in dieselbe stand sie freundlich auf, kam mir entgegen und reichte mir die Hand, mich herzlich bewillkommend. In den ersten Augenblicken war ich ein wenig verlegen, saßte aber bald wieder Muth und sagte ihr, daß ich mich sehr glücklich schätzte, die Bekanntschaft einer Frau zu machen, die ich aus ihren Schriften schon früher kennen und innig lieben und hochschätzen gelernt hätte. — Hierauf erwiderte sie mir: „Seyn sie mir herzlich willkommen, mein lieber junger Freund und Landsmann. Es ist mir außerordentlich lieb, daß grade Sie, ein Livländer, mich besuchen, deswegen schon sehr lieb, weil gewöhnlich eine kleine Feindschaft zwischen Liv- und Kurländern angetroffen wird. Doch, da Sie keinen Landsmannschaftssinn haben, und wir überdem Unterthanen eines großen Reiches sind, die sich lieben sollen und müssen, so wollen denn auch wir uns herzlich und innig lieben. Besuchen Sie mich nur recht oft; auch werden Sie bei mir den Herrn Tiedge kennen lernen.“ Nachdem Sie dieses gesagt hatte, reichte sie mir ihre Hand und führte mich zum Soffa, damit ich mich setzen möchte. Noch ehe ich mich aber nieder setzte, sagte ich ihr einige Verbindlichkeiten und küßte mit Innigkeit ihre Hand. Drauf knüpfte sie ein höchst interessantes Gespräch über ihre Reisen durch Deutschland und Italien an und unterhielt mich 4 Stunden auf die angenehmste Weise. Während des Gesprächs sagte sie mir einmal: „Sie müssen mich öfters besuchen. Ihr offenes Gesicht spricht mir dafür, daß sie ein guter Mensch sind, und es freut mich unendlich, daß Sie die Jurisprudenz

studiren, denn es ist vortreflich, wenn edle junge Männer die Richter in einem Lande sind. Und Sie sind ein edler junger Mann (dieß sind alles ihre eigenen Worte). Sehen sie mich wie Ihre Mutter an. Durch meine Erfahrungen werde ich Ihnen vielleicht manches Mal nützen können.“ Bei diesen Worten traten ihr die Thränen in die Augen. Auch mir gings nicht besser, noch einmal küßte ich dankbar die Hand der edlen Frau und empfahl mich ihr. Doch ehe ich wegging mußte ich ihr noch meinen vollständigen Namen und meine Wohnung aufschreiben und ihr noch einmal versprechen, sie öfters zu besuchen. Mittags speise ich um 2 und Thee trinke ich Abends um 7, rief sie mir noch nach. — Bis jetzt bin ich aber noch nicht wieder bei ihr gewesen; doch in diesen Tagen will ich wieder hingehen; denn erst ganz neulich schickte sie ihren Diener zu mir und ließ mich auffordern, sie doch wieder einmal zu besuchen. Also mehr über die edle Elisa (so wird sie allgemein genannt) in meinem nächsten Briefe.

Am 12. Oktober a. St. kam der Kaiser Alexander hier an. Alle Einwohner Berlins eilten dem wahrhaft großen Kriegshelden entgegen, um ihn zu sehen. Daß auch ich, theure Eltern, bei diesem Auflauf nicht fehlte, könnt Ihr Euch leicht denken. Glücklicher Weise fand ich einen Platz, von dem aus ich alles sehr gut übersehen konnte und daher eben wird es mir jetzt auch möglich, Euch so manches über den Einzug unseres trefflichen Kaisers in Berlin zu melden. — Die gesammte Garnison der hiesigen Residenz war außerhalb des Frankfurter Thores auf dem Wege nach Friedrichsfelde (ein etwa eine Meile von Berlin entlegenes königliches Lustschloß) in großer Parade dergestalt aufgestellt, daß der rechte Flügel (die Infanterie) sich an das Thor anlehnte, der linke Flügel (die Cavallerie) bis auf die Hälfte des Weges nach Friedrichsfelde hin stand. Bei der Annäherung des Wagens kam demselben, auf tausend Schritte weit, ein Escadron Garde du Corps entgegen und bildete die Escorte in der Art, daß ein Zug vor und drei Züge hinter dem Wagen des Kaisers ritten. — Als er nun so bei dem linken Flügel angekommen war, wurde er aus 20 bei der Windmühle von Friedrichsfelde aufgepflanzten Kanonen mit 101 Schuß begrüßt. Von hier an nun ritten der Kaiser, der König, die Prinzen (auch unsere beiden Großfürsten) und die

gesammte Suite die Fronte herunter, wobei ihnen von den Truppen die Honneurs gemacht und Hurrah gerufen ward. — Als der Kaiser das Ende des rechten Flügels erreicht hatte, hielten beide Majestäten innerhalb des Thores stille und ließen die Truppen in Geschwindschritt en Parade defiliren und als die Reihe an das Reserve-Bataillon des Genadierregiments des Kaisers Alexander kam, setzte er sich an die Spitze des Bataillons und führte dasselbe, indem er dem Könige die militairischen Honneurs machte, selbst vorbei und nahm dann wieder seinen Platz bei dem Könige ein. Jetzt begann unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner des Geschüzes, der feierliche Zug, in welchem die Kavallerie vorausritt, durch die Frankfurter-, Kaiser- und Königsstraße, über die lange Brücke bei der Schloßfreiheit vorbei, zu dem nach dem Lustgarten führenden Schloßportale, unter beständigem Vivat des Volks und dem Hurrah der, nebst der Bürgergarde, nun zu beiden Seiten der genannten Straßen aufmarschirten Infanterie. — Unser Kaiser hatte die Preußische Uniform an und trug auch nur den Preußischen schwarzen Adler-Orden; der König und die sämtlichen Prinzen aber den Russischen St. Andreas-Orden. — Im kleinen Schloßhofe, wo der Kaiser vom Pferde stieg, hatten sich die königlichen Pageen, Kammerherrn und die Hof-Chargen zu seinem Empfange versammelt und auf der Treppe kamen ihm die Prinzessinnen des königlichen Hauses nebst ihrem Hofstaate entgegen. Der Kaiser führte die Prinzess Wilhelm, der Großfürst Nicolai die Prinzessin Charlotte und Michael die Prinzessin Friederike. — So viel, innigstgeliebte Eltern, habe ich von dem Einzuge und Empfange unseres Kaisers gesehen; was nun aber in den geheiligten Hallen des Schloßes weiter vorgefallen ist, weiß ich nicht. Mit dem Einbruch der Nacht war die ganze Stadt prachtvoll erleuchtet, wobei sich mehrere königl. Gebäude theils durch Transparents, theils durch die architektonische Art ihrer Erleuchtung auszeichneten, z. B. die Münze. Ueber der Thüre derselben sah man ein allegorisches Bild, auf welchem Jupiter in seinem Viergespann vorgestellt war, Blitze auf ein Ungeheuer (Napoleon) schleudernd und unter demselben standen folgende Worte, die Euch Schwarz übersetzen mag: „Typhone altero, cum e catenis prorupisset. nunc penitus prostrato alma pax redit cum eaque Plutus et Moneta.“ —

Von hier reiste der Kaiser, wie man sagt, nach Warschau, um sich krönen zu lassen und in einigen Tagen wird ihm die Kaiserin, die hier am 6. November a. St. mit ähnlichen Feierlichkeiten wie der Kaiser empfangen wurde, dahin folgen, um ebenfalls gekrönt zu werden. — Noch einige Worte über die Feier des Verlobungstages des Großfürsten Nicolai mit der Prinzessin Charlotte. — An diesem für Preußen und Rußland gewiß höchst erfreulichen Tage wurden die hier anwesenden Russischen Truppen für Rechnung des Königs im Zeughause gespeist und am Abend ward ihnen in eben demselben Gebäude ein Ball gegeben. Aber erfreulicher als dieß war mir noch, es deutlich gewahr zu werden, daß auch die gekrönten Häupter die Wichtigkeit dieses Tages so sehr erkannten. In dieser Muthmaßung ward ich sehr bestärkt, als ich am Abend die einfache, aber gewiß sehr sinnreiche Erleuchtung der Linden sah. In einiger Entfernung von einander standen nämlich abwechselnd bald ein Russischer bald ein Preussischer Adler von Gyps und zwischen jedem Paar Adler loderte neben einer hohen weißen Fahne eine Opferflamme hoch in die Luft auf. Ein Bild der Vereinigung Preußens mit Rußland und des Dankopfers dafür, das man dem allwaltenden Gotte brachte. Auch hatten an diesem Tage, als eine besondere Ehrenbezeugung, die man dem Kaiser erwies, die Russischen Truppen alle Wachen besetzen müssen. Ich kann wohl sagen, daß ich darüber entzückt war, wieder einmal, wenn gleich auch erst nach so sehr kurzer Zeit meiner Entfernung von Rußland, Russische Soldaten auf die Wache ziehen zu sehen.

Den 21. Oktober a. St. brachte ich eine kleine Schrift von Albanus in Riga und eine andere von dem Kanzelleirath Slevogt in Mitau zu dem alten berühmten Hufeland, dem Verfasser der Makrobiotik. Ich ließ mich durch den Diener bei ihm melden, mußte aber eine ziemliche Zeit warten, ehe er erschien. Es war an einem Donnerstage; ungefähr um 11 Uhr Morgens. Nach einer halben Stunde kam eine ziemlich lange Gestalt aus einer Seitenthüre zum Vorschein, verbeugte sich sehr steif gegen mich und erwartete schweigend mein Anliegen. Ich trat zu ihm und überreichte ihm die beiden Schriften, die er besah und drauf zu mir sagte: „Verzeihen Sie, daß ich Sie jetzt nicht länger unter-

halten kann, denn ich muß gleich zu einem Patienten fahren. Wollen Sie mich aber von jetzt an bis zum März jeden Donnerstag besuchen, so wird es mir lieb seyn; Sie werden hier mit manchem interessanten Manne bekannt werden. Heute Abend z. B. könnten Sie herkommen.“ Diese Einladung nahm ich dankbar an und werde nie aufhören, mich darüber innig zu freuen, daß es mir hier so glücklich geht. Schon ein Paar höchst unterhaltende Abende habe ich in dem Hause dieses größten jetzt lebenden Arztes verlebt; besonders interessant war mir gleich an dem ersten Abende ein Urtheil über den thierischen Magnetismus, das der würdige alte Hufeland fällt. Er erzählte nämlich, daß eine Frau, die früher geblendet gewesen war, zu ihm gekommen sey und ihn um seine Hülfe gebeten habe. Vergebens hätte er ein halbes Jahr alle nur erdenkbaren Mittel angewandt, um sie wieder herzustellen. Da aber keines rechte Wirkung gethan habe, sey er in einer Nacht auf den Gedanken gekommen, sie zu magnetisiren, und nur durch den Magnetismus wäre er im Stande gewesen, sie von ihrem Nebel zu befreien. Sonderbar genug, setzte er hinzu, erst vor kurzer Zeit hatte ich gegen dieses Heilmittel geschrieben und nun wurde ich plötzlich von der Anwendbarkeit desselben ganz überzeugt; seit dieser Zeit glaube ich aber nun auch steif und fest an die beinahe übernatürlichen Wirkungen des Magnetismus. Wirklich hört man hier auch von merkwürdigen Kuren, die der hiesige Professor Wolfart machen soll; leider fällt es aber einem Nichtmediciner sehr schwer denselben beizuwohnen. Dennoch glaube ich jetzt aber an alle Heilungen durch den Magnetismus, obgleich ich selbst noch nichts gesehen habe, weil mich der alte treffliche Hufeland, der König unter den Ärzten, versicherte, daß er d u r c h a u s nicht zu verwerfen sey. — Vielleicht wirst auch Du, guter Vater, jetzt nicht mehr dem armen Schwarz so hartnäckig opponiren, wenn er über den heilsamen Einfluß des Magnetismus auf die nervenschwachen Patienten spricht. — — Der Ton in dem Hufelandschen Hause ist sehr ungezwungen. Um  $\frac{1}{2}$  7 Uhr geht man zum Thee hin, begrüßt bei seiner Ankunft den Wirth und die Wirthin, unterhält sich dann mit den dort versammelten geistvollen und berühmten Männern so lange man Lust hat, und verläßt die Gesellschaft wieder, wenn man glaubt, daß es Zeit ist nach Hause

zu gehen. Von berühmten Männern habe ich dort gesehen den großen, genialen Componisten Zelter, den Botaniker Linné und den Philosophen Kriesewetter; bekannt geworden bin ich mit dem Chemiker Fourtè, dem Mediciner Osann, dem ersten jetzt lebenden Astronomen Bode und dem rühmlich bekannten Chemiker Hermbstädt. Die beiden zuletzt genannten Männer haben mich auch eingeladen, sie zu besuchen. Mit dem ersten bin ich schon recht genau bekannt, denn ich höre bei ihm ein Collegium über Astronomie und bleibe oft noch recht lange nach der Stunde bei ihm. Bei dem letzteren bin ich aber noch nicht gewesen. — An eben dem Tage, an welchem ich das Glück hatte in dem Hufelandschen Hause bekannt zu werden, machte ich auch noch einen Besuch bei dem berühmten griechischen Sprachforscher Buttman und dem Staatsrath Nicolovius. Letzterer forderte mich auf, ihn so oft zu besuchen, als es meine Zeit erlaubt, und ersterer, der bei der hiesigen Bibliothek angestellt ist, hat mirs erlaubt, immer in dieselbe zu gehen, wenn ich studiren will. An beide Männer hatte ich Briefe von meinem alten Struve in Königsberg abzugeben. —

Einige Tage später lud mich der Geheimrath Schmalz ein, ihn zu besuchen. Es war der Geburtstag seiner ältesten Tochter. Der Abend, den ich dort verlebte, gehört mit zu den genußreichsten hier in Berlin. Dieß ist denn auch der erste Ort, wo ich hier zum Abendessen gewesen bin. Ich erzähle Euch dieß, weil mir die Reihenfolge der Speisen sehr auffallend war. Zuerst wurde Ochsenzunge umhergereicht; drauf kaltes Salzfleisch, dann Neunaugen, hierauf Sülz, Pflaumen, Kuchen und dann endlich Käse. — Schmalz ist ein Mann, der außerordentlich viele Feinde hat, mir aber seiner bedeutenden Kenntnisse und seines Geistes wegen, so wie auch durch seine außerordentliche Güte gegen mich sehr lieb und theuer ist.

Am 26. Okt. a. St. erhielt ich folgenden Brief, als ich eben im Collegio bei Burgold war: „Lieber Ditmar! Lies diesen Brief ja nicht laut und stecke ihn gleich nach dem Lesen zu Dir, aber vorsichtig! — Du bist um 6 Uhr zu — — (ja, zu wem? Das magst Du errathen, wenn Du kannst —) — beschieden. Kommst Du auch ein halbes Stündchen später, so macht es nicht

viel aus. Aber eile, womöglich. — Entschuldige Dich bei Hrn. Rath Purgold mit einem nothwendigen Gange, der nicht aufzuschieben ist. Lebe wohl und auch schon etwas lustig, vorahnend, bis zum baldigen Wiedersehen, das Dich befeeligen soll und wird. — Das Mysterium löst Dir sogleich Dein Freund Karl Konstantin Krauckling.“ — Ja, und das Mysterium löste sich so herrlich und trefflich, wie manches unerklärbar scheinende Problem durch den Scharffinn eines Mannes gelöst wird. Der gute Krauckling hatte nämlich dem ersten jetzt lebenden Kritiker unter den Deutschen, Franz Horn, erzählt, daß ich zu seinen wärmsten Verehrern gehörte, wodurch er veranlaßt wurde, mich zu sich zu bitten. Zugleich ließ er mir sagen, daß Tiedge den Abend bei ihm zubringen würde. Keinen Augenblick säumte ich, mich gleich in meine elegante schwarze Kleidung zu werfen und in die Gesellschaft ausgezeichneter Männer zu eilen. Sehr freundlich nahm mich der von mir schon längst so sehr verehrte Franz Horn auf und freute sich, mich gleich in seinen Familienkreis einführen zu können. Meine Freude über diese abermalige interessante Bekanntschaft stieg so hoch, daß ich Horn sagte: „ich wünschte, daß Sie es ahnen könnten, wie glücklich ich mich fühle.“ Drauf setzten wir alle uns um den Theetisch und ich verlebte in der Gesellschaft der beiden Dichter Horn und Tiedge einen so göttlichen Abend, als man nur in dem Kreise der geliebten Seinigen erleben kann. Die Unterhaltung war sehr lebhaft und anziehend; viele sehr schöne Züge erzählte Tiedge besonders von Karl Graf, Engel, Goethe, Herder, Hamann und einigen andern und, als wir zum zweiten Male dort eingeladen waren, von Lafontaines schriftstellerischem Leben und dem Schüler Tiedges, Theodor Körner. Einmal traten sogar dem 61jährigen Greise die Thränen in die Augen, als Horn's Schwägerin, Laura Gedike, Körner's Gebet während der Schlacht sang, nämlich bei dem Verse: „'s ist ja kein Kampf für die Güter der Erde“ &c. Tiedges Gestalt ist so, daß man in ihr ganz gewiß nicht die Seele eines Dichters von so hohem Range ahndet. Er ist ein kleiner, stark gebauter, hagerer Mann. In seinem Gesicht ist nichts hübsches, bis auf das Auge; dieses ist aber auch sehr geistvoll, groß und lebhaft, kurz, um es mit einem Worte zu sagen, sehr schön. Das Gesicht

selbst ist pockennarbig, besonders die große, dicke Habichtsnase. In seinem ganzen Wesen spricht sich aber sein reines, religiöses Gemüth sehr deutlich aus.

Am 31. Okt. a. St. lernte ich den rühmlichst bekannten deutschen Sprachforscher Wolke kennen. Dieser würdige 75jährige Greis gehört zu den liebenswürdigsten Menschen, mit denen ich bekannt bin. Noch nie habe ich einen Mann gesehen, der bei so ausgebreiteter Celebrität so anspruchslos und kindlich ist, als er. Denn er ist es, durch den das ganze Schulwesen eine bessere, höhere Richtung gewonnen hat, indem er den Philanthropismus mit Basjedow stiftete, — er, der besonders durch seine Kinder-schriften so sehr nützlich geworden ist, — er, der die deutsche Sprache so sehr bereichert und vervollkommenet hat. Von allen diesen großen Verdiensten scheint dieser biedere Greis auch nicht die entfernteste Ahnung zu haben, eben so wenig wie von seinem hohen moralischen Werth, indem er selbst sagt: „Manches Gute, das an mir ist und das ich gewirkt habe, ist von mir schon längst vergessen worden.“ — Auch um Rußland hat dieser geistvolle und geniale Mann große Verdienste, indem er 15 Jahre mit dem rastlosestem Eifer auf die Verbesserung der Schulen hingearbeitet hat, die ihm wenigstens in Petersburg gelungen ist, wofür er denn auch jetzt noch eine Pension erhält und zum Ruß. Hofrath erhoben worden ist. Besonders merkwürdig ist mir an diesem alten Biedermann auch das gewesen, daß er, obgleich er in seinen früheren Jahren keine Anlage zum Dichten gehabt hat, wie er selbst erzählt, jetzt mit der größten Leichtigkeit Verse machen kann, die wunder schön sind.\*).

Eben als ich meinen großen Brief an Euch, theure Eltern, abschicken will, erhalte ich einen Brief von der himmlischen Elisa, der mich daran erinnert, daß ich noch eine Curer Fragen beantworten muß. Wenn Du nämlich, gute Mutter, an sie auch noch schreiben willst, so richte einen und denselben Brief auch an Tiedge, denn er erweist mir ebenso, wie Elisa, die innigste Liebe. Die beiden edlen 60jährigen Freunde wohnen in einem reinen, entzückenden Verhältniß zu einander zusammen und nehmen

\*) Vgl. „Balt. Mon.“ von diesem Jahr S. 140 f.

es daher, weil sie innige Freunde sind, nicht übel, wenn man einen Brief an sie beide richtet. Thue es also, geliebter Engel, Du meine gute Mutter. Auf Deinen wahrlich schönen Brief, Du alter trefflicher Vater, habe ich von der guten Elisa noch keine Antwort. — Wahrscheinlich wird sie Dir selbst antworten. Lebt herzlich wohl!

Eiligst

Euer Woldemar.

(Fortsetzung folgt.)





## Kunstbriefe.

---

### X.

Noch immer steht die „Berliner Gewerbe-Ausstellung“ im Vordergrund des Interesses. Als Schmerzenskind, als Reklame-Unternehmen, als stolz gerittenes Steckenpferd lokalpatriotischer Pöszigkeit, als Prügelnabe — je nachdem — aber immer wieder stoßen wir auf dieselbe Ausstellung. Freilich -- es steckt ja auch eine Masse Geld darin.

Ob sie mehr zum Klagen als zum Loben Anlaß giebt — das soll hier nicht weiter untersucht werden. Was meine persönliche Anschauung von der Sache und daß ich mehr zum Klagen Ursache finde — dürfte Ihnen wohl so ziemlich einerlei sein. Wenn ich überhaupt der Ausstellung Erwähnung thue, so nur, weil sie mir eigentlich die Lösung meiner Aufgabe unmöglich macht. Fällig ist ein Brief über die Bühnenkunst und das Theaterleben Berlins und der eben läßt sich kaum schreiben. Du lieber Himmel — die Kunst ist aus dem Berliner Theaterleben so gut wie auslogirt in den Tagen und Wochen dieser ersten Ausstellungszeit, auslogirt zu Gunsten der Amüfements. Wie die Ausstellung im Treptower Park selbst sich nur als ein Appendix, als ein unvermeidliches Anhängsel an dem Gesammtrummel der zahllosen Vergnügungsunternehmungen präsentirt, so ist überhaupt das ganze Leben hier zur Zeit allein auf diesen Kammerton des „Du sollst Dich amüsiren“ abgestimmt. Und daß heute das „Amüfement“

nicht unbedingt mit der Kunst was zu thun hat, häufig wohl auch ihr geflüchtig aus dem Wege geht — hier so gut, wie sonst wo — braucht das erst noch bewiesen zu werden? Aber so frappant pflegt's Einem nicht immer in die Augen zu springen, wie eben jetzt.

Schlagen wir 'mal den Spielplan der Berliner Theater an einem dieser Tage auf. Selbst das „Schauspielhaus“ begnügt sich mit l'Arronge's „Doktor Klaus“, doch bot die Oper dafür „Lohengrin“; Sommeroper (bei Kroll) — das Ballet „Puppenfee“; — „Deutsches Theater“ — „Lumpacivagabundus“; „Berliner Theater“ — „Der letzte Brief“ (von Sardou); „Lessing-Theater“ — Strauß' neueste Operette „Waldmeister“; „Neues Theater“ — „Tata=Tato“, Schwank von Villaud und Carré; „Residenz-Theater“ — „Hals über Kopf“, Schwank von Alexandre Bisson; „Theater unter den Linden“ — „Orpheus in der Unterwelt“, Operette von Offenbach; „Schiller-Theater“ — „Bergnützte Flitterwochen“, Schwank von J. Keller und Fritz Brentano; „Velle-Alliance-Theater“ — „Die Kinder des Capitän Grant“, großes Ausstattungstück mit Ballet; „Adolph-Ernst-Theater“ — „Das flotte Berlin“, von Dreptow und Jakobson; „Apollo-Theater“ — „Spreemazone“, Schwank von A. Sennfeldt, u. s. w. In Summa also: französische und deutsche Pöffen und Operetten beherrschen den Spielplan absolut. Wie soll und kann man da einen Theaterbrief schreiben, der sich mit Kunst beschäftigt? Und der Fremde, der nach der Deutschen Reichshauptstadt kommt, erwartungsvoll — welchen Eindruck vom Berliner Theaterwesen wird er mit sich nehmen? Denn ähnlich sieht der Spielplan jetzt immer aus . . . .

\* \* \*

Doch als gewissenhafter Chronist muß ich verzeichnen, daß zwei neue Theater entstanden sind, beide zunächst für die Zeit der Ausstellung. Das eine ist das „Olympia-Theater“, ein englisch-amerikanisches Unternehmen. Der riesige, aber nicht häßliche Holzbau auf dem Terrain des ehemaligen Fourage-Magazins, Ecke Alexander- und Magazinstraße belegen, faßt 4000 Personen in einem in gerader Richtung amphitheatralisch aufsteigenden Zuschauer-

raum. Von dem großen Orchester ist dieser durch einen breiten Kanal getrennt, der auch Schaustellungszwecken dient. Alles ist gewaltig in diesem Riesentheater, vor Allem natürlich auch die Bühne, die etwa die Größe des Marktplazes einer mittelgroßen Stadt hat; vielhundertköpfige Schaaren, darunter allein 300 Ballettinnen, können sich gleichzeitig auf ihr tummeln; zu Fuß und zu Pferde, auf Dromedaren und Elephanten treiben die verschiedensten Typen des modernen Orients neben europäischen Gestalten des Mittelalters und des Alterthums ihr farbenfunkelndes, augenblendendes Wesen im Rahmen des großartigen Ausstellungsstückes „The Orient.“ Da es englischen Ursprungs ist, fehlt es natürlich auch nicht an allerlei „Spezialitäten“, deren Kunstleistungen mehr oder weniger mit der Handlung verknüpft sind . . . . Die Sache hat natürlich ungeheuer viel Geld gekostet, aber sie bringt auch viel ein und Direktor Kiralfy und seine Finanzkräfte erleben allabendlich ein ausverkauftes Haus.

Das andere Theater liegt im Ausstellungspark, dicht bei „Alt-Berlin“, nach dem es sich auch nennt. Im Stile des Großen Kurfürsten hat es Meister Sehring erbaut und vorgeschwebt haben mag ihm bei der malerischen Ausschmückung der Façaden das alte Marstallgebäude am Schloßplaz. Es ist auch ein großes Theater, denn es hat über 1800 Plätze, mehr also, als das königliche Opernhaus. An der Spitze des Unternehmens steht der Schriftsteller Paul Blumenreich, nummehr „Direktor“ Blumenreich, der auch das große Theater des Westens leiten wird. Sein Oberregisseur ist der einstige Direktor des Lobe-Theaters in Breslau, Herr Witte-Wild. Ob schon ein Ausstellungstheater, erhebt sich sein Programm über Pöffe, Schwanz, Feerie, Ballet beträchtlich empor. Dieses Genre ist überhaupt so ziemlich ganz ausgeschlossen, wenn gleich auf Ausstattung natürlich viel Nachdruck gelegt wird. Die Idee des Spielplans ist recht sinnig. Die Direktion bestellte bereits im Winter bei einer Reihe von Schriftstellern zehn dramatische Bilder oder Einakter aus der Geschichte Berlins während der Jahre 1050 bis zum großen Ausstellungsjahre 1896. Diese Schriftsteller sind Karl Meibtreu („Die Wendentaufe“), Ernst v. Wolzogen („Die schwere Noth“), Konrad Alberti („Die Büßerin“), Ulrich v. Hartmann („Der Meister von Berlin“), Adalbert v. Hanstein

(„Gogkowsky“), Axel Delmar („An mein Volk“), N. E. Strahl („Unsere Viktoria“), M. Baron Roberts („Heimkehr“), Julius Keller und Louis Herrmann („Fiddicke und Sohn“) — bis auf das letzte Dioskurenpaar der kalauerdurchsehten Pöffenfabrikation lauter mehr oder weniger ernst zu nehmende dichterisch veranlagte Bühnenschriftsteller. Doch das sind nur neun Stücke. Sie vermissen den zehnten Autor und gleichzeitig wohl auch den Namen des offiziellsten Vertreters berlinerischer patriotischer Dramatik — Ernst v. Wildenbruch. Nun, er fehlte auch nicht. Aber sein „Junge von Hennersdorf“ wucherte über den Rahmen eines Einakters hinaus und kam, wie ich seinerzeit berichtet habe, im Lessing-Theater zur Aufführung, mit nur mäßigem Erfolge übrigens. Statt dessen wurde als zehnte Nummer ein reines Schauspiel dem Spielplan eingefügt: „Märkisches Ringelstechen.“ Außerdem veranstaltet das Theater historische Umzüge durch Alt-Berlin, mittelalterliche Jagdzüge u. dgl.

Bleibtreu, Wolzogen, Alberti, Hanstein und Delmar haben ihre Feuerprobe schon bestanden. Oder auch nicht — wie man's nehmen will. Sonderlich gefiel keine der von ihnen gebotenen Dichtungen. Doch darf man nicht allzu streng mit ihnen ins Gericht gehen: ein historisches Zeitbild und eine packende dramatische Handlung in den Rahmen bloß eines Einakters hineinzuzwängen, ist gar schwer und es erscheint unausbleiblich, entweder, daß eine ordentliche Entwicklung dem Sprunghaften und Unvermittelten Platz macht, oder daß die Handlung in Schaugepränge und Szenenmalerei sich verflüchtigt. Und von historischem Geist ist meistens ebenso wenig zu spüren, wie in den sogenannten historischen Dichtungen eines Viktor Hugo und Alexander Dumas père, oder aber in den geschichtlichen Ausstattungsstücken eines Victorien Sardou. Aber an hübschen historischen Bildchen ist kein Mangel. Bleibtreu führt uns mit der Dramatisierung der Niederlage und Taufe des Wendenfürsten Jazko bei Schildhorn an der Havel am tiefsten in die Vergangenheit hinein. Im 14. Jahrhundert spielt v. Wolzogens „Die schwere Noth“, eine kulturhistorische Anekdote, ein geschicht kostümiertes Lebensbild aus der Zeit vor dem falschen Waldemar. Alberti hat sich in seiner „Büßerin“ die Jugendtage Johann Georg's, des Sohnes Joachims II.

gewählt, und die Heldin des Trauerspiels ist Anna Sydow, jene Freundin des Kurfürsten Joachim, die die Volksfrage zur „weißen Frau“ gemacht hat. In das Zeitalter Friedrichs des Großen und in die Tage des Einzuges der Russen unter Tottleben in Berlin im J. 1760 versetzt uns v. Hanstein, der die so mißverständene Opferthat des Kaufmanns Gogkowskî dramatisch zu verwerthen gesucht hat. Und dramatisch ist gewiß das Geschick dieses Patrioten, der sein ganzes Vermögen opfert, um Berlin, das die Kontribution nicht aufbringen kann, vor Brand und Plünderung zu bewahren und zum Dank dafür von den Landsleuten der Berätherei beschuldigt wird. Dramatisch ließe sich dieser Vorwurf gewiß gestalten, nur nicht im Rahmen eines Einakters. De la m a r endlich bietet in „An mein Volk“ eine Reihe von Genrebildern, die die Volksstimmung an jenem Tage des J. 1813 schildern, wo Friedrich Wilhelm III. seinen berühmten Aufruf erließ.

Was die übrigen noch ausstehenden vier Dichtungen bringen werden — weiß man im Augenblick nicht. Wohl aber glaubt man zu wissen, daß der Vorrath der zehn Arbeiten nicht für die ganze Ausstellungszeit ausreichen wird — ihre Zugkraft ist eben nicht ausgiebig genug und sechs Nummern (das „Ringelstechen“ ist die sechste) gelangten allein im Mai zur Aufführung . . .

Mit der Theaterchronik wäre ich hiermit so ziemlich zu Ende. Ich bin es ganz, wenn ich noch hinzufüge, daß die am meisten besprochene „Première“ die von Johann Strauß' jüngster, in den Melodien Einen oft recht bekannt „straußisch“ anmuthenden, in Handlung und Text unsäglich schalen und abgeschmackten und bis zur Unmöglichkeit unwahrscheinlichen Operette „Waldmeister“ war, die die Ferenczy'sche Truppe vom Hamburger Karl-Theater — am ersten Abend unter Leitung des Wiener Maestro selbst — seit vier Wochen hier allabendlich zur Aufführung bringt.

\* \* \*

Noch ein wenig von den bildenden Künsten. Nicht von der großen „Internationalen Kunst-Ausstellung“, die sich nur ausführlicher und im Zusammenhang besprechen läßt, was mir für später vorbehalten bleiben möge — sondern von zwei interessanten Einzelausstellungen.

Die eine finden wir im Kunstsalon von Schulte. Sie ist ganz klein. Sie besteht nur aus einer Tafel mit einer Reihe von farbigen Zeichnungen und kolorirten — Notenblättern. Es sind die Originale zu dem soeben im Verlag von Stargardt erscheinenden eigenartigen Werke des genialen Zeichners und Radirers Josef Sattler „Meine Harmonie.“ Er hat es dem Andenken Battista Alberti's gewidmet, jenes Venetianers, der durch sein encyclopädisches Wissen und seine vielseitige Kunstbegabung im 15. Jahrhundert glänzte. Alberti hatte sich u. A. auch vielfach mit dem Problem von der Verwandtschaft der musikalischen und der malerischen Tonwerthe beschäftigt, vielmehr es erst eingehender bearbeitet. Beiläufig bemerkt, ist also diese heute wieder modern gewordene und von verschiedenen Künstlern praktisch verwirklichte Anschauung schon über 500 Jahre alt. Im Grunde genommen nur eine Spielerei, wengleich eine recht geistreiche. Eine Spielerei insofern, als ja in der Auffassung der Farbenwerthe und der Klangfarbe ganz und gar das individuelle Empfinden den Ausschlag giebt, wengleich natürlich Jedermann z. B. das Schwarz düster und ernst, das Roth prächtig und glänzend erscheinen wird. Und ebenso ist's in der Musik mit mancherlei Akkorden und Einzeltönen. Wie verschieden aber zudem diese Verwandtschaftslehre verwerthet werden kann, das beweisen besonders frappant die Bilder des jungen Martin Brandenburg, die ich vor ein paar Monaten eingehender besprach und nun das Sattler'sche Album, das bei Schulte ausgestellt ist.

Der tief sinnige Zeichner und Radirer geht in diesem Falle sozusagen wissenschaftlicher vor als der romantisch empfindsame und träumerische Maler. In der That hat Sattler sich ein ganzes System für seine „Harmonie“ konstruirt, mit dem er nun das Publikum bekannt macht. Entsprechend den vier Elementen Luft (Himmel), Erde, Wasser, Feuer nimmt er vier Grundfarben an: das Blau, Grau, Grün, Roth, und diese Elemente und Farben sind ihm gleichzeitig die Symbole für Hoffnung und Werden (Blau), Leben und Stoff (Grau), Vergehen und Tod (Grün), Liebe und Geist (Roth). Die Mischung von Grau und Grün ist der Farbensdruck des Glends, des Drucks, der Last und Sorge; die Mischung von Roth und Blau der der Freude, des Glücks; Selb

bedeuten ihm Gift, Galle, Zweifel. Diese Begriffe und Empfindungen werden andererseits durch bestimmte musikalische Klänge gekennzeichnet, und so ergibt sich für Sattler eine Harmonie der Farben- und Musiktöne. Um das nun klar zu machen, setzt er bekannte Tonfiguren in Farben um und illustriert er ferner durch einige meisterhafte, leicht getönte Zeichnungen die Uebereinstimmung zwischen Farbenton und Gegenstand der Darstellung. Da haben wir z. B. die „Dunkle Last“ und „Das arme Mädchen“, dort einen finsternen Barkenschlepper, hier eine verkümmerte Fabrikarbeiterin, beide Bilder durchweg in Grau und Grün in verschiedenen Nuancen gehalten; in den „beiden Stimmen“ sollen Roth und Blau den Eindruck eines anmuthigen Duetts hervorrufen, u. s. w. Aber — wirken Ilya Repin's „Burlaki“ („Barkenschlepper“), die den damals so jungen Maler mit einem Schlage bekannt machten, nicht ebenso düster und beklemmend, bei aller Farbenbuntheit, wie Sattler's „Dunkle Last“? Und ist jetzt nicht in demselben Schulte'schen Salon Böcklins „Ruine am Meer“ ausgestellt, die trotz ihrer dunkelblauen und röthlichen Töne einen tiefesten, schweremuthsvollen Eindruck macht und somit die Sattler'sche „Harmonie“ ebenfalls in Schwanken bringt? Mit einem vollständigen System der Harmonie von Farben und Klängen dürfte es daher wohl immer ein wenig hapern . . .

Wenige Worte nur darf ich über die andere Ausstellung sagen, da der Raum zu Ende geht. Aber aufmerksam machen muß ich auf sie zum mindesten diejenigen meiner Leser, die im Sommer vielleicht Berlin berühren. Denn die abermals höchst eigenartige und großes Interesse beanspruchende Ausstellung wird bis in den Herbst hinein fortwähren.

Es ist eine Sammlung von neun Christusbildern moderner deutscher Maler. Ihre Entstehung verdankte sie jenem idealistischen Zuge der Reaktion gegen den Materialismus unseres Zeitalters, der sich unverkennbar immer mehr hervorbrängt. Der Symbolismus und Mystizismus in der Dichtkunst und Malerei sind zwei der hauptsächlichsten Ausdrucksformen dieser Reaktion. Sie bewegt sich also keineswegs vornehmlich — ja eigentlich nur selten — auf dem Boden des positiven Christenthums oder auch nur der Religion.

Der Kunsthändler Bierck zu München war es, der auf den Gedanken kam, eine Reihe namhafter Künstler aufzufordern, ein Bildniß des Herrn zu malen, losgelöst von aller personenreichen und handlungsbewegten Komposition, und das der „Vorstellung jedes gläubigen Christen entspricht.“ Neun Maler unterzogen sich, jeder ohne von der Arbeit des Anderen zu wissen, der schweren Aufgabe. Um so schwerer war sie, als die meisten von ihnen, zum mindesten künstlerisch, sich nicht in diesem Ideen- und Empfindungskreise zu bewegen pflegen. Es sind das der Berliner *Skarbina*, die Düsseldorfer *Brütt* und *Kampff*, die Münchener *Marr*, *May*, *Stuck*, *Uhde*, *Zimmermann*, der Frankfurter *Thoma*, beiläufig der Einzige unter den Neun, der nicht Professor ist. Auch Ihnen sind die meisten dieser Künstler bekannt; ihre Hauptbilder sind ja oft genug vervielfältigt worden. Wie verschieden sie in ihrer Auffassungs- und Ausdrucksweise sind, wissen Sie daher. Und ebenso verschieden geartet zeigen sie sich auch hier. Ich kann, wie gesagt, mich jetzt auf eine Einzelbesprechung der neun im alten Reichstagsgebäude auf der Leipziger Straße ebenso würdig, als stimmungsvoll ausgestellten Gemälde nicht einlassen. Nur soviel — den neuteamentlichen Heiland finden wir in diesen so verschiedenartig vermenschlichten Gestalten jedenfalls nicht, ebenso wenig aber natürlich Anklänge an den traditionellen Christustypus unserer Tage, wie er doch immerhin sich herausgearbeitet hat. Aber eben darum ist das Sichversenken in diese Ausstellung um so interessanter. Uebrigens werden die Bilder gewiß in photographischer Vervielfältigung als Album herausgegeben werden, zusammen mit dem Kommentar der Maler selbst, der sich jetzt auch im Katalog schon findet. Lohnend wäre das gewiß.

Berlin, im Juni.

J. Norden.





## Mittagszauber.

---

### I.

Am Waldestrande, bei den Tannen dort,  
Wo in der Gluth der Sommermittagssonne  
Das Haidekraut, dem Sand entwachsen, duftet,  
Da ruh' ich oft und dämmre für mich hin  
In wohl'gem Träumen, ohne viel zu denken.  
Die kleinen blauen Falter flattern hier  
In Menge her und hin, in muntrem Spiel  
Sich suchend und sich fliehend, bald in Lüften,  
Bald wieder sich auf Gras und Blumen wiegend.  
Ein Wespchen kommt geflogen, saugt sich fest  
Am duft'gen Blütenkelch, im Sonnenstrahle  
Sich wärmend und den schlanken Hinterleib  
Wie wollustathmend ein und aus bewegend.  
Laufkäfer in metallischem Gewand  
Huscht über'n Boden hin mit eil'gen Füßen;  
Die schillernd grüne Cicindele kommt  
In raschem Flug geflogen, wo der Sand,  
Der sonnenwarne, sie zur Raft einladet,  
Um augenblicklich wieder fort zu eilen,  
Sich wieder setzend, wieder auf zu fliegen,  
Unstät und doch voll sichtlichen Behagens.  
Die Vögel schweigen, ab und zu nur schwirrt es  
Durch das Geäst, es knarrt ein Baum, es raschelt,  
Ich weiß nicht welch Gethier, im Unterholz.  
Des Habichts Schrei tönt plötzlich durch die Luft, —  
Dann wieder Stille, — jurend nur erfüllen  
Heuschreckenlänge, unsichtbaren Ursprungs,  
Als wär's des Sommers Stimme selbst, die Luft. —

Was ist es, das an diesen Fleck mich bannt?  
 Der Mittagszauber? Ja, — doch jener nicht,  
 Den als ein Schreckniß schon die Alten schildern.  
 's ist ein Gefühl, als ob die ganze Welt  
 Sich auf des Lebens Mittagshöh befindet,  
 Durchwärmt, durchleuchtet, wunschlos, voll Behagen,  
 Der Ruh sich freuend und der Sonnenwärme,  
 Bis die Gedanken all, die Bilder selbst,  
 Die bunten Bilder all im Schlaf verdämmern, —  
 Im Schlaf, — tief, still und warm, und ohne Träume!

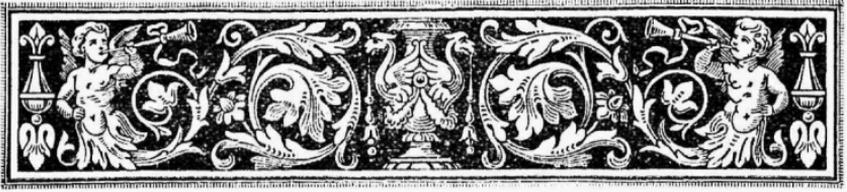
## II.

Am Grabenrande, dort, am Waldesjaum,  
 Wo durch den moor'gen Grund das Wasser leise,  
 Unmerklich in dem engen Bette hinzieht,  
 Dort, wo die Sumpfspiräa sich erhebt  
 Und Baldrian mit blassen Dolben duftet, —  
 Dort, dort entfaltet sich an Sommertagen  
 Der Mittagszauber, wenn die Sonne glüht, —  
 Umsängt mir leis geheimnißvoll die Seele  
 Und hält gebannt mich an dem stillen Ort.  
 Der Moorgeruch, vom heißen Sonnenbrand  
 Hervorgeleckt, erfüllt die Luft und mischt sich  
 Mit dem betäubenden Geruch des Porsch,  
 Der auf des Waldes Boden sich dahin zieht.  
 Die kleinen Falter fliegen her und hin,  
 In Schaaren sich der Sonnenwärme freuend,  
 Und auf den Ellernbüschen schimmern hell  
 Die grünen Käfer mit metallnem Glanze.  
 Libelle kommt geflogen, schwirrt umher,  
 Setzt hier sich hin und dort, — die Flügel zittern  
 Und glänzen wie Gespinnst von Feenhand,  
 Indeß sie mit den großen grünen Augen  
 Hinaus starrt in die sonnenwarme Welt. —  
 Im Graben aber, wo die Wasserlinsen  
 Und Schilf und Kalmus wachsen, in dem Wasser,  
 Dem weichen warmen Wasser waltet still  
 Ein Uebershawang millionenfachen Lebens:  
 Die Wasser Spinne läuft darüber hin,  
 Die Fröschelein tauchen lustig auf und unter,  
 Die kleinen schwarzen Wasserkäfer tummeln  
 In Schaaren sich, die großen braunen tauchen  
 Bisweilen auf, um wieder zu verschwinden.  
 Unzählig klein Gethier von allen Arten,

Auf allen Stufen der Entwicklung,  
 Haut hier und wird und lebt und freut sich,  
 Schwimmt in dem Wasser munter hin und her,  
 Wärmt bald sich oben an durchsonnter Fläche  
 Und kühl't sich wieder unten auf dem Grund.  
 Mir aber ist, als ob ich all dies Leben  
 Mitlebte, mitempfände das Behagen  
 Des Colymbetes, der im Wasser auftaucht,  
 Des Falters, der durch Luft und Duft sich schwingt,  
 Des Kalmus selbst, der sich der Sonnenwärme,  
 Des moor'gen Grundes und des Wassers freut —  
 Ein Sommermittagstraum — vielleicht nur Thorheit,  
 Und doch das Herz mit tiefem Glücksgefühl  
 Erfüllend, gleich als ob des Lebens Quellen,  
 Den tiefverborgenen, näher wir gerückt  
 Im Mittagszauber an dem Grabenrande.

L. v. Schroeder.





## Litterarische Streiflichter.

---

Schilderungen der großen europäischen Kulturländer, ihrer Landschaften, Städte und Bevölkerung sind heutzutage unmodern. Die außerordentliche Erweiterung und Ausbildung der Verkehrsmittel erleichtert dem Europäer den Besuch ferner Welttheile, so daß eine Reise nach Amerika oder Afrika, zum Theil auch nach Asien als eine Spazierfahrt betrachtet wird, die man zum Vergnügen oder zur Erholung unternimmt. Reisebeschreibungen müssen daher gegenwärtig schon sehr entfernte oder von den gewöhnlichen Verkehrsstraßen weit abliegende Gegenden und Völkerschaften behandeln, wenn sie Interesse und Aufmerksamkeit erregen sollen. Die Völker Europas stehen in so ununterbrochenem regem Verkehr unter einander, die frühere Trennung durch die Entfernung des Raumes erscheint gegenwärtig so sehr aufgehoben, daß, wohin in Europa jetzt der Reisende auch sich wendet, er doch nur in einem anderen Theile desselben großen Wohnhauses sich zu befinden meint. Die Völker unseres Welttheils scheinen sich so genau zu kennen und sind sich durch die fortschreitende Kultur so ähnlich geworden, daß Beobachtungen und Schilderungen ihrer Eigenthümlichkeit als etwas völlig überflüssiges angesehen werden könnten. Betrachtet man bloß die Oberfläche des Völkerlebens, insbesondere die gebildete Gesellschaft, so hat die nivellirende Macht der Kultur und der herrschenden Zeitideen überall große Gleichförmigkeit der Lebensanschauungen und Lebensformen, der Interessen, Vergnügungen und Sitten bei den höheren Ständen

bewirkt. Wer aber schärfer zusieht, bemerkt bald, daß die Völker Europas in ihrem Wesen sich seit einem Jahrhundert nur wenig verändert haben, daß sie sich im Ganzen nicht viel besser und tiefer verstehen gelernt haben als früher, daß endlich politische Ab- und Zuneigung die gegenseitige Beurtheilung in hohem Grade trübt. Ein fremder Beobachter, der mit offenem Auge und unbefangenen Sinn in ein Land kommt, wird daher auch heute noch viel Stoff zu neuen Entdeckungen und interessanten Wahrnehmungen finden. Unter den allgemeinen europäischen Kulturformen, die oft nur Tünche sind, lebt die ursprüngliche Eigenart der Völker ununterbrochen fort und tritt oft in voller Lebendigkeit hervor.

Am meisten von allen Völkern unseres Erdtheils leisten noch immer die Engländer dem nivellirenden Zuge der Zeit Widerstand. Man mag sie anklagen oder bewundern — die Engländer sind auch heute noch durchweg in sich abgeschlossene Naturen, die ohne Rücksicht auf die Meinungen Anderer ihren eigenen Weg gehen und sich selbst über alle anderen Völker stellen. An die Uneigennützigkeit und Humanitätstendenz der englischen Politik glaubt heute Niemand mehr, der englische Parlamentarismus erscheint nur noch unverbesserlichen politischen Doktrinären als ideale Staatsverfassung, die englische Litteratur nimmt längst nicht mehr die hervorragende Stellung im europäischen Geistesleben ein wie ehemals, die einst als unübertrefflich betrachteten englischen Fabrikate halten kaum noch die Konkurrenz mit denen des Festlandes aus — aber das Land, die Sitten, der Charakter des Volkes, die vielen originellen, eigenartigen Persönlichkeiten fesseln noch immer das Interesse und regen immer wieder zu vergleichender völkerpsychologischer Betrachtung an. Der einst viel gelesene und gefeierte, jetzt sehr mit Unrecht völlig vergessene J. G. Kohl, einer der hervorragendsten Schriftsteller und feinsten Völkerbeobachter Deutschlands, hat vor 50 Jahren in mehreren Werken Land und Leute, sowie das Leben und die Sitten in England vortrefflich geschildert. In anmuthiger Darstellung bieten diese Bücher eine Fülle von feinen Beobachtungen und belehrenden Mittheilungen; sie sind, wenn auch Einzelnes darin veraltet ist, doch noch immer sehr lesenswerth. Dieselbe Aufgabe, wie Kohl

für seine Zeit, hat sich für die Gegenwart der Schwede Gustav F. Steffen gestellt in seinem Buche: Aus dem modernen England. Eine Auswahl Bilder und Eindrücke, die mit einer großen Anzahl von Illustrationen ausgestattet ist. Eine verkürzte Ausgabe des größeren Werkes führt den Titel: In der Fünfmillionen-Stadt. Kulturbilder aus dem heutigen England. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. Oskar Reyher \*); sie liegt uns vor. Es ist eine Reihe von Bildern aus dem englischen Leben, vornehmlich in London, welche uns Steffen vorführt. Er beginnt mit einer geistreichen Gegenüberstellung von London und Paris in ihren wesentlichen Verschiedenheiten und führt uns dann durch die dunkle Nebelatmosphäre des gewöhnlichen Londoner Tages, auf die Straßen und die City mit ihrem Reichthum und der häßlichen Enge ihrer Gebäude, in die großen Verkaufsläden mit ihrer Pracht und Herrlichkeit und dann wieder in die Quartiere der Armen und Elenden. Er schildert uns anschaulich die herrlichen Paläste der englischen Großen, führt uns in die prächtigen schattigen Parks, er geleitet uns zu den großen ehrwürdigen Kirchen und weilt am längsten im Poetenwinkel der Westminsterabtei; hier wird seine Schilderung stimmungsvoll und ergreifend. Dann läßt er uns das häusliche und das Gesellschaftsleben kennen lernen, urtheilt aber über beides nicht sehr günstig, wie ihm denn überhaupt in geselliger Beziehung die Engländer steif und hölzern und sehr ungelent und ungeschickt in der Unterhaltung scheinen. Dagegen ist er voll Lob und Bewunderung für die Töchter Albions, die er in Anmuth, Schönheit, gesellschaftlichem Takt und geistiger Bildung über alle andern Frauen Europas stellt. Die Schilderung des Westminsterpalastes und der parlamentarischen Zeremonieen giebt Steffen den Anlaß zu kurzen, aber anschaulichen Charakteristiken der bedeutendsten englischen Staatsmänner der Gegenwart, von Gladstone bis auf Chamberlain. Betrachtungen über die englische Presse, Litteratur und das Leben in den Klubs bilden den Schluß des interessanten Buches. Steffen schreibt geistreich und anziehend, er weiß zu beobachten und wenn er auch bisweilen nur die Oberfläche streift, wie in dem Kapitel: Soziale Wolkenbildungen, hört

---

\*) Leipzig, Peter Gopping, 2 M. Das größere Werk kostet geb. 9 M.

man ihm auch da gern zu. Im Ganzen urtheilt er nicht allzu günstig über die Engländer; das durch Sitte und Ueberlieferung gebundene Leben der Engländer, das nur zu oft den heuchlerischen Schein, den Cant statt des Wesens aufrecht erhält, sagt dem an völlig freie Bewegung des Individuums gewöhnten Skandinavier nicht zu. Steffens Buch gewährt einen lehrreichen Einblick in das englische Leben unserer Tage, es verdient von Allen, die sich dafür interessiren, gelesen zu werden.

Das Zeitalter der Aufklärung findet gegenwärtig eine gerechtere und unbefangene Würdigung, als es noch etwa vor einem Menschenalter der Fall war. Die Einseitigkeiten und Schwächen jener Epoche, ihre Beschränktheit, ihr mangelnder Sinn für alles Ursprüngliche, Volksthümliche, Historischgewordene, ihre Flachheit und Verständnißlosigkeit in religiösen Dingen werden nicht verkannt, dagegen aber auch die humanen Bestrebungen der Menschen jener Zeit, ihr eifriges und thatkräftiges Streben nach Besserung und Läuterung des eigenen Wesens wie der Gesamtszustände, ihre begeisterte Hingabe an die Ideen des Guten, der Tugend, der Vervollkommnung des Menschengeschlechts mit Recht anerkannt. Ein unverwüßlicher Optimismus erfüllte damals die Menschen, der Glaube an die unendliche Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit lebte unerschütterlich in den Herzen der Besten: daß durch bessere Erziehung, durch Verbreitung intellektueller Bildung die Menschen immer mehr zu ihrer wahren Bestimmung reif gemacht werden könnten, war die allgemein herrschende feste Ueberzeugung. In der pessimistischen, materialistischen, allen idealen Anschauungen und Bestrebungen skeptisch gegenüberstehenden Gegenwart erscheinen einem jene Männer mit ihrem warmen Herzen und ihrem zuversichtlichen Glauben an die Verwirklichung der sie erfüllenden Ideen wahrhaft ehrwürdig, denn sie kannten doch ein höheres über den irdischen Lebensgenuß hinausgehendes Dasein. Einer der charakteristischsten Vertreter der Aufklärungszeit nach ihren Vorzügen ebenso wie nach ihren Schattenseiten hat jüngst eine biographische Darstellung erhalten in dem Buch von F. Urbach: *Nudolph Zacharias Becker. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte unseres Volkes*\*). Wer weiß heute noch etwas von

\*) Gotha, C. F. Hinemann, 1 M. 20 Pf.

N. J. Becker? und doch war sein Name vor 75 Jahren allgemein bekannt und hochgeachtet. Durch einen äußern Anlaß, das hundertjährige Bestehen der von N. J. Becker begründeten Buchhandlung, hervorgerufen, giebt das kleine Buch einen Ueberblick über das Leben und die litterarische Wirksamkeit des nach verschiedenen Richtungen hin unermüdlich thätigen Mannes. Becker war Pädagog, Journalist, Buchhändler, Volkschriftsteller, überall und allezeit verfolgte er das eine Ziel: Beförderung der Aufklärung. Burbach's Schilderung trägt einen etwas panegyrischen Charakter, die Schwächen und Mängel Becker's und seiner Bestrebungen werden nicht genug hervorgehoben. Außerdem wünschte man mehr individuelle Züge in der Darstellung hervorheben zu sehen; sollten sich nicht zahlreiche Briefe von Becker erhalten haben? Als Volkschriftsteller hat sich Becker durch sein Noth- und Hilfsbüchlein für Bauersleute gewiß manche Verdienste erworben, aber sein Mildheimisches Liederbuch, durch welches er beim Volke die pöbelhaften Lieder, d. h. die alten Volkslieder verdrängen wollte, ist der Gipfel der Geschmacklosigkeit. Schon daß eine ganz unpoetische Natur wie Becker, es unternahm, 518 Lieder für das Volk zu verfertigen, ist seltsam genug und die Beschaffenheit dieser Lieder wirkt geradezu erheiternd. Becker läßt den Bauern und Handwerksmann seine Berufsthätigkeit in langen Liedern besingen, er liefert dem Bauer Lieder auch für das Schweineschlachten und Mistführen, als ob das Volk sich in seinen Liedern nicht grade über die tägliche nüchterne Arbeit hinaus in eine höhere Sphäre erheben wollte. Aber zu solchen Verkehrtheiten führte die Nüchternheit der Aufklärungstendenzen. Auch über Beckers deutschen Patriotismus, namentlich zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft, urtheilt Burbach zu günstig, wie hätte auch ein Journalist in einem kleinen Rheinbundstaate einen solchen bethätigen und hervortreten lassen können? Die wahren Patrioten jener Zeit urtheilten denn auch keineswegs anerkennend über seine journalistische Thätigkeit. Daß ihn trotzdem das Mißgeschick traf, auf Befehl Napoleons verhaftet und 14 Monate lang gefangen gehalten zu werden, ist eine Ironie des Schicksals. Sehr richtig hebt Burbach hervor, daß Becker durch seine Nationalzeitung vor allem für die Verbreitung des religiösen und politischen Liberalismus in dem Bürgerstande

sehr bedeutend gewirkt hat. Becker war kein eigentlicher Gelehrter und kein Mann von hervorragender Begabung, aber geschickt, praktisch, thätig, hat er doch ein Einfluß auf die Zeitgenossen gehabt, er lebte ganz in seiner Zeit und ist mit ihr vergangen, aber auch solcher Männer Gedächtniß, in denen das Durchschnittsmaß des geistigen Lebens einer Epoche sich verkörpert, aufzufrischen und der Nachwelt zu erneuern, ist verdienstlich.

Die biographischen Blätter\*) nehmen ihren ununterbrochenen Fortgang. Das soeben erschienene dritte Heft des zweiten Bandes enthält wieder mehrere anziehende Artikel. Dahin gehört vor allem der preisgekrönte Aufsatz von Siegmund Günther über Heinrich Barth, den Erforscher des dunklen Kontinents, der ebenso sachkundig wie pietätvoll geschrieben ist, ferner Georg Stamper's Erinnerung an Uwe Jens Lornsen, die nur eine kurze Skizze ist, aber als Hinweis auf den hochverdienten unglücklichen Patrioten der Beachtung werth ist. Wilhelm Goltzer giebt einen warmen Nachruf auf den trefflichen, zu früh aus dem Leben geschiedenen schwäbischen Dichter und Forscher Ludwig Laistner, H. Hüffer bietet eine Charakteristik Erzherzog Karls bis zum Jahre 1796, von Josef Kauf werden Erinnerungen an B. Muerbach und L. Anzengruber veröffentlicht. Von besonderem Interesse endlich ist G. Freytags Abschiedsrede an Treitschke vom 11. August 1863; man wird sie grade jetzt, da ganz Deutschland um den edlen Todten trauert, mit wehmüthiger Theilnahme lesen. Möge es den weitem Heften nicht an anziehendem Stoffe gebrechen, mögen namentlich recht häufig Mittheilungen aus dem Briefwechsel berühmter Männer zur Veröffentlichung gelangen.

Vor einiger Zeit haben wir an dieser Stelle Wilhelm Münch's Anmerkungen zum Text des Lebens besprochen, heute liegt uns eine andere Schrift von demselben Verfasser vor: Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst\*\*). Das Buch wendet sich, wie der Titel zeigt, zunächst an Schulmänner und Pädagogen, es enthält aber des Lehrreichen und Beachtenswerthen auch für weitere Kreise, nament-

\*) Berlin. Ernst Hofmann.

\*\*\*) Berlin, H. Gaertner's Verlagsbuchhandlung. 2. vermehrte Aufl. 6 M.

lich solche, die sich für Erziehung und Unterricht interessieren, so viel, daß wir ihm einige Worte zu widmen uns nicht versagen können. Man spürt es auf jeder Seite der Schrift, daß ein erfahrungsreicher, den Gegenstand vollkommen beherrschender, alle in Betracht kommenden Momente sorgfältig abwägender Mann von umfassender und tiefer Bildung seine wohldurchdachten Ansichten hier ausspricht, und worüber er sich auch äußert, man folgt gern und mit Aufmerksamkeit seinen Auseinandersetzungen. Mit der Pflege der Muttersprache beschäftigen sich mehrere sehr beherzigenswerthe Aufsätze, so vor allem der „ein Blick in die Muttersprache“ betitelte und ein anderer die Pflege des mündlichen deutschen Ausdrucks behandelnder, beide sind nach Inhalt und Form vorzüglich. Vortrefflich handelt Münch dann weiter über Sprachgefühl und Sprachunterricht und gibt ferner sehr beherzigenswerthe Bemerkungen über die Pflege der deutschen Aussprache als Pflicht der Schule. Auch was Münch über das Verhältniß der alten und neueren Sprachen auseinandersetzt, verdient Beachtung; doch scheint der Verfasser uns hier sich nicht ganz von der leider heutzutage immer allgemeiner werdenden Geringschätzung der alten Sprachen in ihrer Bedeutung für die Jugendbildung freizuhalten. Noch mehr unter dem Einfluß moderner Anschauung steht der Aufsatz: Einige Fragen des evangelischen Religionsunterrichts. Man kann mit dem Verfasser darin einverstanden sein, daß die eigentliche Dogmatik nicht in den Religionsunterricht und nicht auf die Schule gehört und doch an der Ueberzeugung festhalten, daß die Schüler auf der obersten Stufe in den Lehrbegriff ihrer Kirche und die Unterscheidungslehren der Confessionen eingeführt werden müssen. Es wird dabei allerdings von dem Takte des Lehrers abhängen, daß er das richtige Maß in der Behandlung dieser Frage einhält. Mit dem Wunsche Münchs, die biblische Geschichte in einer mehr modernisirten Form den Schülern mitgetheilt zu sehen, sind wir ebenso wenig einverstanden als mit seiner Ansicht, der Römerbrief eigne sich wegen seiner Schwierigkeit und Dunkelheit nicht zur Behandlung auf der Schule. Ueberhaupt legt Münch der jetzt herrschenden Richtung in der Pädagogik nachgebend zu viel Gewicht darauf, daß der Knabe alles verstehe, was er lernt, und ist in Folge dessen ein Gegner

des Einprägens zahlreicher Kirchenlieder und biblischer Sprüche. Wir sind dagegen der Meinung, daß der Schüler damit einen Schatz für das Leben erhält, den er auf der augenblicklichen Entwicklungsstufe zwar noch nicht zu würdigen weiß, der aber in späteren Jahren von ihm nach seinem unvergänglichen Werthe erkannt werden wird. Ein wirkliches Verständniß der Schriftworte erhält auch der gereifte Mann erst durch die Prüfungen und mannigfaltigen Erfahrungen des Lebens und wer kann auch am Ende seines Daseins behaupten, daß er die Worte der göttlichen Offenbarung völlig verstehe? Das allerdings erscheint zweifellos, daß der Religionsunterricht, wie er meist erteilt wird, auf die heranwachsende Jugend ohne Wirkung bleibt; wie wäre es sonst zu erklären, daß der Mangel an Verständniß für alles Christliche, ja die ausgesprochene Abneigung dagegen unter den Gebildeten so allgemein verbreitet ist? Eigene Gedanken erweckt der Aufsatz, in dem Müncch die Erziehung zur Vaterlandsliebe behandelt. Eine solche Auseinandersetzung ist doch nur in Deutschland und bei den Deutschen möglich, Angehörige einer anderen Nation würde ein solches Thema fremdartig anmuthen. Wie, ist denn die Vaterlandsliebe nicht etwas Selbstverständliches, Naturgemäßes, Ursprüngliches, bedarf sie erst der Erziehung und Heranbildung? Aber die jahrhundertlangeerspaltung und Zerklüftung des deutschen Volkes, sein jahrtausendalter Entwicklungsgang hat das Resultat gehabt, daß diese Frage keineswegs so einfach zu beantworten ist wie bei anderen Nationen. Heimaths- und Stammesgefühl kennt und empfindet jeder Deutsche ohne weiteres, dazu bedarf er keiner Erziehung, aber die Liebe zum großen, allgemeinen Verbande muß die Mehrzahl sich erst aneignen und vermitteln. So ist es noch heute in Deutschland und so wird es wohl noch lange sein, bis die Zeit kommt, wo der Deutsche zur Vaterlandsliebe nicht erst erzogen zu werden braucht, weil er sie als alles beherrschende Kraft in seinem Herzen empfindet.

Von *Kuno Fischer's* kleinen Schriften führt der vierte, unlängst erschienene Theil, den Titel: *kritische Streifzüge gegen die Unkritik\**. Fischer wendet sich darin gegen ver-

\*) Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 3 M. 20 Pf.

schiedene Angriffe, welche seine Arbeiten über Lessing und Goethe erfahren haben und unternimmt, es seine Widersacher der Unlogik zu überführen; er bedient sich dabei meist der Ironie und des ihm eigenen geistreichen Wises. Ein ganzes Buch voll Polemik hat aber immer etwas Mißliches, weil das Negative nothwendig darin vorherrscht und den Leser auch bei geistreicher Behandlung, wenn es sich nicht um große hochwichtige Dinge handelt, leicht ermüdet. Dazu kommt, daß es sich in dem vorliegenden Falle fast nur um K. Fischer wenig ebenbürtige Gegner handelt, mit denen der schlagfertige geistvolle Autor leicht fertig wird. Indessen kann es Niemand K. Fischer verdenken, daß er seine wohldurchdachten und klar dargelegten Ansichten gegen unbegründete Einreden vertheidigt. Am bedeutendsten sind die Aufsätze: Ein Nathanerklärer und ein litterarischer Findling als Lessings Faust, dann die ergößlich-derbe Abfertigung des abenteuerlichen Buches von Louvier über Goethes Faust und die vortreffliche Charakteristik: Herr Dünzer als Kritiker, worin dieser unermüdblich thätige, aber höchst geschmack- und kritiklose Kommentator des Faust und anderer Goethe'scher Dichtungen mit den Waffen der Ironie und Satire sowie der strengen Logik ad absurdum geführt wird. In dem letzten Aufsatz: zwei Tassoerklärer begründet Fischer nochmals seine Ansicht, daß Antonio von Goethe erst in die zweite italienische Redaction des Dramas eingefügt und die bedeutende Stellung, welche er jetzt darin einnimmt, erhalten hat. Daß Fischer F. Kern dabei ebenso geringschätzig abfertigt wie Dünzer, bedauern wir, da dieser verdiente Erklärer von Goethes Tasso, auch wenn man seine Ansichten für unrichtig hält, doch eine achtungsvollere Behandlung verdient hat. Wir werden uns freuen, im nächsten Theile der kleinen Schriften wieder positiven Resultaten der Dichtererklärung und litterarischen Forschung K. Fischers zu begegnen. H. D.

\* \* \*

#### Druckfehlerberichtigung.

Seite 285 Zeile 1 und 2 von unten lies Wagener statt Wagner.

Дозволено цензурою. Рига, 26 Юня 1896 г. — Buchdruckerei F. Nauck, Riga.

Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tiedeböhl.